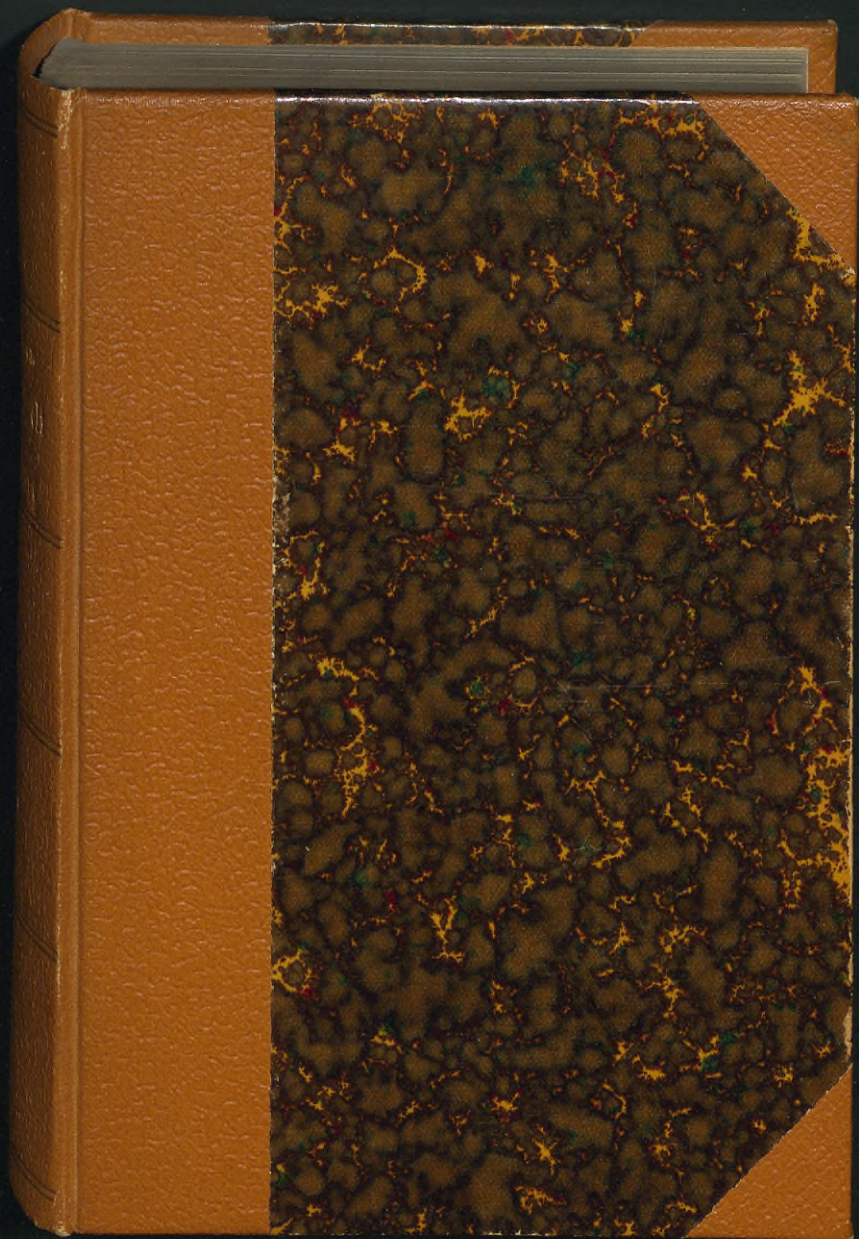


Det här verket har digitaliserats vid Göteborgs universitetsbibliotek.  
Alla tryckta texter är OCR-tolkade till maskinläsbar text. Det betyder att du kan söka och kopiera texten från dokumentet. Vissa äldre dokument med dåligt tryck kan vara svåra att OCR-tolka korrekt vilket medför att den OCR-tolkade texten kan innehålla fel och därför bör man visuellt jämföra med verkets bilder för att avgöra vad som är riktigt.

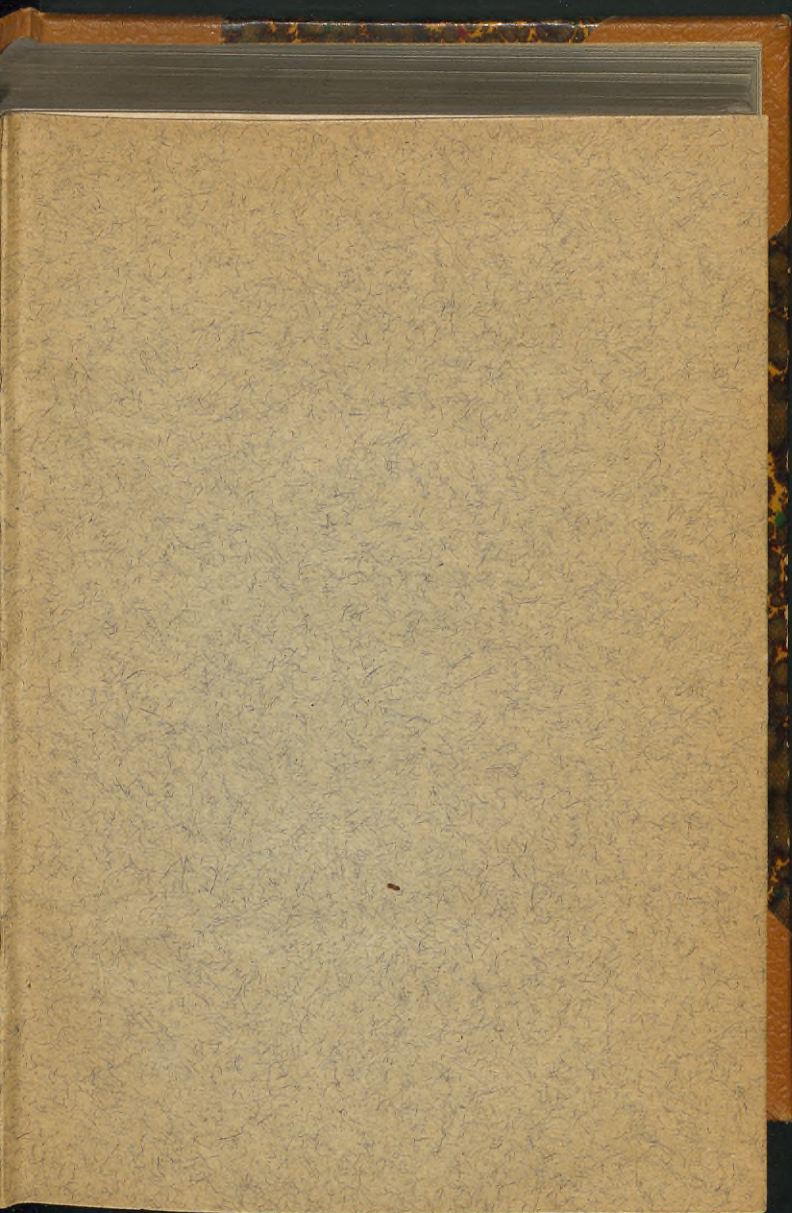
This work has been digitised at Gothenburg University Library.  
All printed texts have been OCR-processed and converted to machine readable text.  
This means that you can search and copy text from the document. Some early printed books are hard to OCR-process correctly and the text may contain errors, so one should always visually compare it with the images to determine what is correct.

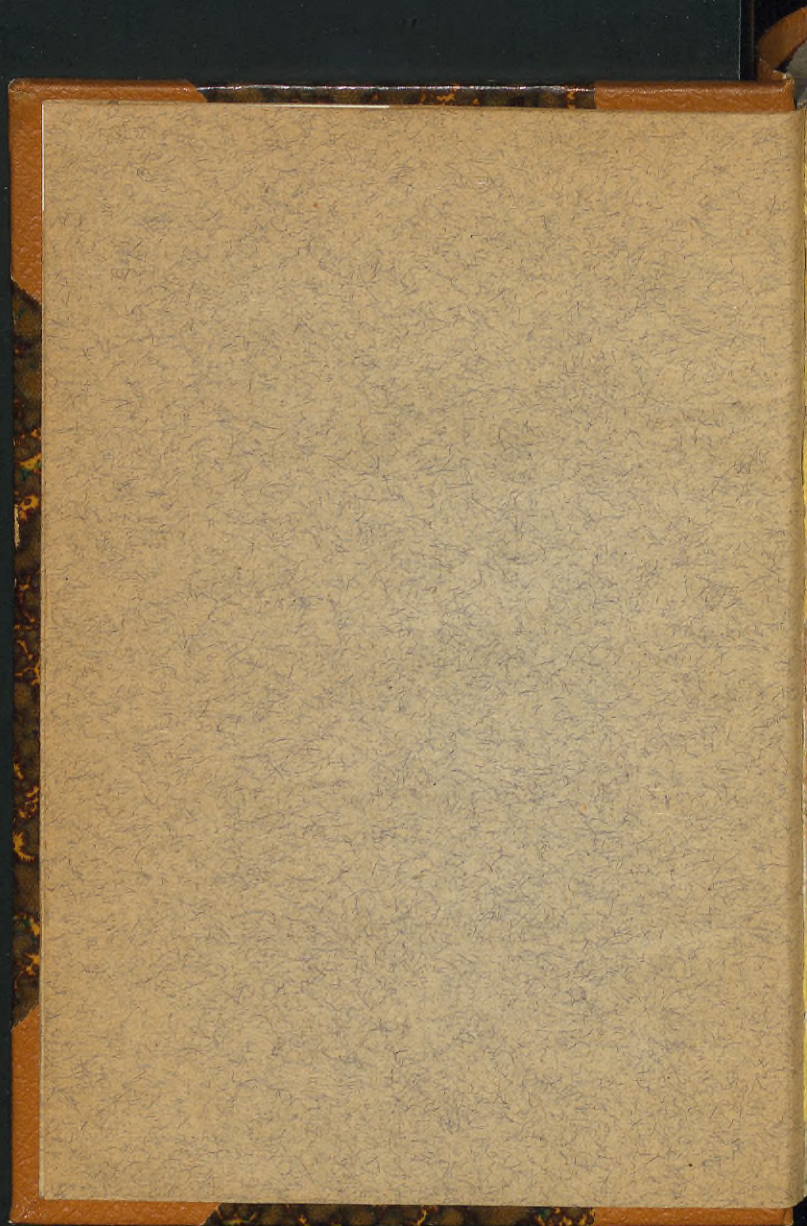




Litt.  
Sv.







THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

RESEARCH REPORT

PHYSICS DEPARTMENT

PHYSICS DEPARTMENT

RESEARCH REPORT

PHYSICS DEPARTMENT

PHYSICS DEPARTMENT

RESEARCH REPORT

PHYSICS DEPARTMENT

# Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens,  
Hollands und Scandinaviens.

Der ganzen Sammlung 858. Band.

---

**IX. Serie. 58.**

Die feine Welt von Gothenburg.

Vierter Theil.

---

**G r i m m a,**

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1853.

Die  
feine Welt von Gothenburg.

Ein Roman

der Vergangenheit und Gegenwart.

*von Edm. Svedman*

Aus dem Schwedischen übertragen

von

**A. Kresschmar.**

Vierter Theil.

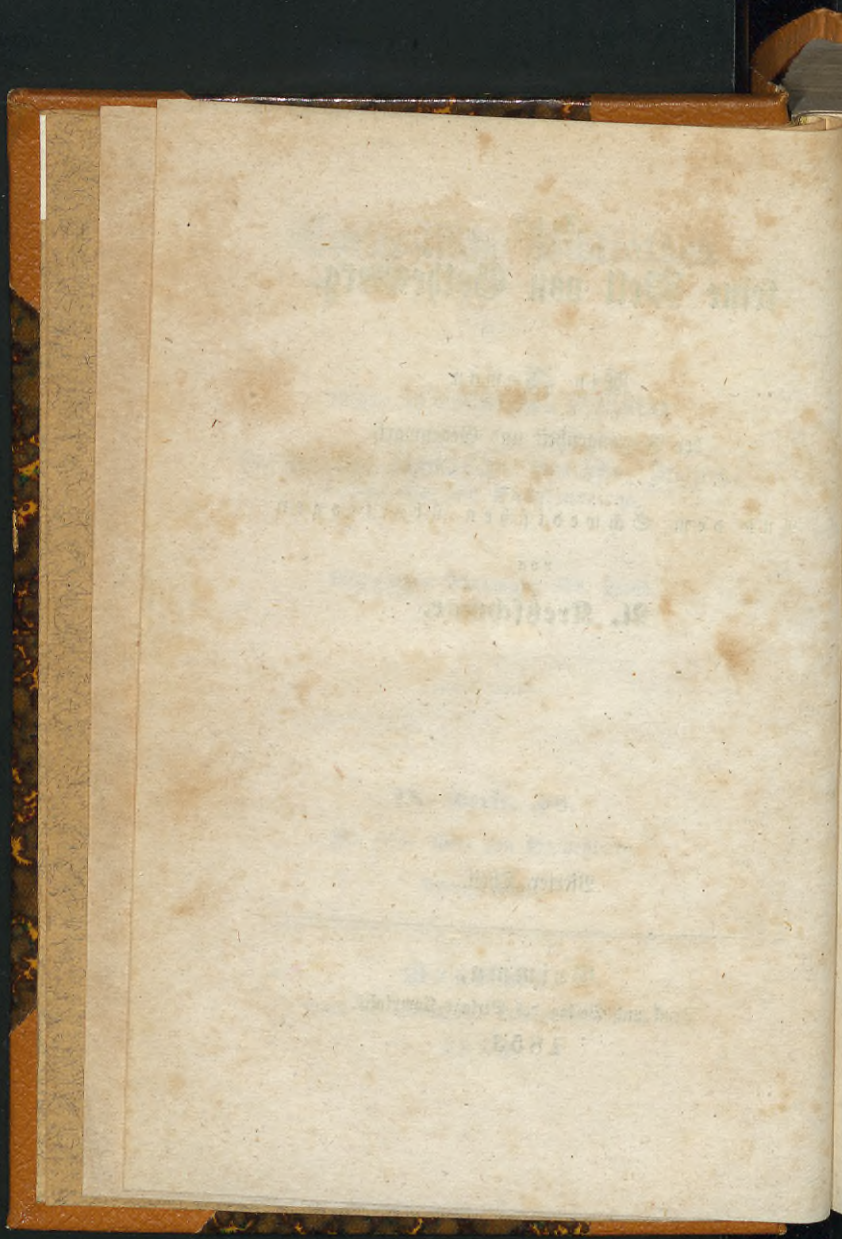
---

**Grimma,**

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1853.





Die feine Welt von Gothenburg.

---

Vierter Theil.

Die kleine Welt von Göttingen

Blätter 1-10

Dr. F\*\*\* und sein Freund wieder allein.

„Wo haben Sie heute Ihren Neffen?“ fragte der Autor, als er seinen Freund zur gewohnten Stunde, aber ohne die gewohnte Begleitung in sein Zimmer treten sah.

„Fort ist er! fort, über alle Berge!“ antwortete Dr. F\*\*\*; „gestern Abend, als wir von Ihnen nach Hause kamen, fanden wir einen Brief von seinem Vater vor, durch welchen er aufgefordert ward, schleunigst nach Berlin zurückzukehren.“

„Es ist doch nichts Schlimmes in der Familie passiert?“

„Noch nicht, wird aber aller Wahrscheinlichkeit nach bald geschehen. Meine Schwester, die von jeher nicht die stärkste Constitution besaß, ist schwer erkrankt.

Sie wissen, daß ich ein gewisses Ahnungsvermögen besitze, welches mich bei vielen Leuten in den Verdacht eines Geistersehers oder Hexenbanners gebracht hat —“

„Allerdings möchte ich selbst, da Sie einmal die Sprache darauf bringen —“

„Aufschluß über so Manches haben, was Ihnen bis jetzt unerklärlich gewesen ist, nicht wahr? Darüber sprechen wir zu gelegener Zeit ein ander Mal. Heute erfahren Sie nichts.“

„Gut, gut, ich kann mich in Geduld fassen; wer ein Leben gelebt hat, wie ich, der giebt seiner Hoffnung gern immer neue Fristen und ist schon zufrieden, wenn die Umstände ihn nicht nöthigen, sie ganz und gar aufzugeben.“

„Wahr, sehr wahr.“

„Also von Ihrer Schwester wollten Sie sprechen? Was ahnt Ihnen denn von dieser?“

„Daß sie bald aufgehört haben wird, unter den Sterblichen zu wandeln. Die Reise von Gothenburg nach Berlin ist keine ganz kleine, und ich habe meinem Neffen gesagt, er möge eilen, wenn er noch den letzten Seufzer des brechenden Mutterherzens vernehmen wolle.“

„Dann haben wir, oder habe ich wenigstens, von Glück zu sagen, daß der junge Mann eben erst nach

Beendigung seiner Erzählung und nicht mitten in derselben abgerufen worden ist."

"Warum ist das eher für Sie ein Glück zu nennen, als für mich? Ich habe die Geschichte ebenfalls mit dem lebhaftesten Interesse angehört und mich dabei glücklich gepriesen, daß wir in unserm ruhigen, besonnenen Schweden von den wahnsinnigen Ideen und Thaten der deutschen Freiheitschwinder verschont geblieben sind. Also ich frage, warum ist es eher für Sie ein Glück zu nennen, als für mich, daß mein Neffe Zeit gehabt hat, sein Berlin-Dresdner Revolutionshörtchen fertig zu erzählen?"

"Sie haben wahrscheinlich vergessen, daß ich, noch ehe Ihr Neffe seine Erzählung begann, den Wunsch oder vielmehr die Absicht aussprach, diese Geschichte mit der nöthigen Zuthat von romantischer und sentimentaler Ausschmückung niederzuschreiben und sie der Fortsetzung des Werkes, welches ich unter dem Titel „die feine Welt von Gothenburg“ erscheinen lasse, einzuverleiben."

"Ah, ganz recht; jetzt fällt mir wieder ein, daß Sie allerdings davon sprachen und daß mein Neffe deshalb auch die Vorsicht gebraucht hat, Ihnen die wahren Namen der betreffenden Personen zu verschweigen und dafür fingirte aufzutischen."

„Die für meinen Zweck eben so gut sind, als die ächten,“ antwortete der Autor lächelnd. „Der Name thut nichts zur Sache, wohl aber der Inhalt, und deshalb wäre es für mich ein schlechter Spaß gewesen, wenn mir Ihr Neffe plötzlich mit der Hälfte oder auch nur mit dem Ende der Geschichte durchgebrannt wäre.“

„Nun, da hätten Sie ganz einfach auf die Ausführung Ihres Projectes verzichtet und Ihre Thätigkeit einem andern Stoffe zugewendet.“

„Und das, was ich bereits fertig habe, in den Ofen gesteckt, nicht wahr?“

„O, Sie haben schon angefangen? Das ist freilich etwas Anderes. Ich sollte meinen, diese Arbeit müßte, da diese Geschichte auf einem uns fremden Terrain spielt, doch einige Schwierigkeit haben.“

„Fremden Terrain? für mich? Wo gäbe es in ganz Europa ein Terrain, welches mir völlig fremd wäre? Sie wissen ja, daß ich fast dreißig Jahre meines vielfach bewegten Lebens auf Reisen zugebracht und auf diesen unsern Welttheil so ziemlich kennen gelernt habe.“

„Daß Sie Berlin und Dresden genau kennen gelernt haben, bezweifle ich keineswegs, aber der

Kleine Badeort Rösen, in welchem der letzte Act dieses Familiedrama's spielt, dürfte doch Ihrer Aufmerksamkeit entgangen und nicht mit Ihrem Besuche beehrt worden sein."

„Fehlgeschossen, liebster Freund! Gerade der Umstand, daß dieses von der Natur besonders bevorzugte Dertchen einem Theile der Handlung dieser Geschichte zum Schauplatz dient, hat mich bewogen, das Niederschreiben derselben mit besonderer Vorliebe zu unternehmen. Zwei volle Jahre habe ich in glücklicher ländlicher Abgeschiedenheit an diesem Orte zugebracht und daselbst nur mir und meinen Studien gelebt. Die Localitäten, welche Ihr Neffe nannte, stehen alle noch lebhaft vor dem Blicke meines Geistes, und Sie werden später, wenn Sie meine Arbeit lesen, sich überzeugen, daß ich mit der nöthigen Ortskenntniß ausgerüstet, daran gegangen bin.“ —

Es waren nur wenige Wochen vergangen, so erhielt Dr. F\*\*\* eines Morgens ein ziemlich dickes Manuscript zugesendet. Der Leser kennt dasselbe bereits; es enthielt die Geschichte, die er so eben gelesen hat.



„Und nun, bester Freund,“ sagte Dr. F\*\*\*, indem er dem Autor seine Arbeit, über die er sich höchst beifällig aussprach, wieder zurückgab, „nun lassen Sie uns wieder auf den Gegenstand zurückkommen, in welchem wir durch die Ankunft meines Neffen unterbrochen wurden.“

„Sie meinen die „Reise nach dem Monde“?“

„Ganz recht; ich bin neugierig, was Sie da Alles noch gesehen haben und wie Sie wieder heruntergekommen sind.“

„Ueber letztern Umstand dürfte leider Ihre Neugier eben so unbefriedigt bleiben, als über die Art und Weise, auf welche ich hinaufgekommen bin. Sie müssen sich mit dem begnügen, was ich oben gesehen und erlebt habe.“

„Mir auch recht,“ sagte Dr. F\*\*\*, „ich muß mich schon darein fügen, über Dinge, die einmal in's Reich der Unmöglichkeit gehören, unaufgeklärt zu bleiben, und von Ihnen ist es sehr klug, über Dinge, die Ihnen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen, unter der fingirten Voraussetzung hinwegzugehen, als seien dieselben bereits allgemein bekannt.“ —

„Sie Schalk!“ antwortete der Autor, „Ihrem Scharfblick entgeht doch nichts! Hätte die literarische Welt viele Recensenten wie Sie, so würde

das Schriftstellern um ein gutes Theil schwieriger werden."

„Lassen wir das,“ sagte Dr. F\*\*\*; „fangen Sie lieber an.“

Der Autor holte sein Manuscript und begann.

## Fortsetzung der Reise im Monde.

---

### 1.

Im weitem Verlauf meiner Reise gelangte ich in ein Thal, in welchem ich eine Menge scheinbarer Männer und Frauen sah, die auf sehr phantastische Weise gekleidet waren und hin- und herschritten.

Bald erfuhr ich, daß dies das Thal der verlorenen oder untergegangenen Moden sei, und daß die Personen, die ich hier zu sehen glaubte, bloß Kleidungsstücke wären, die früher im Bereich der Mode das Regiment geführt.

Ich ging in das Thal hinein und bemerkte nun, daß diese Anzüge wirklich nicht von Personen getragen wurden, aber dennoch standen sie aufrecht, als ob die Träger noch darin gewesen wären, und bewegten sich so anmuthig, wie nur irgend ein Mensch im Stande ge-

wesen wäre. Die verschiedenen Theile eines und desselben Anzugs hingen an einander, indem jeder den geeigneten Raum einnahm, und der Hut schwebte oben darüber, als wenn er von einem Kopfe getragen würde. —

Ich sah aber hier nicht blos die Kleider, die einst Mode gewesen waren, sondern auch die Geberden, die man in frühern Zeiten machte, denn jeder Anzug hatte die Manieren beibehalten, an die er früher gewöhnt worden.

So sah ich Staats- und Galakleider, welche einander unaufhörlich Komplimente machten und ganz besonders jeden weiblichen Anzug, der ihnen begegnete, mit tiefen Bücklingen begrüßten. Einige bewegten sich mit sehr gesetztem, feierlichem Schritte und andere waren wieder sehr lebhaft. Ich bemerkte einige Damenkleider, die sich ganz besonders durch Heiterkeit auszeichneten.

Alle diese Kleidungsstücke geberdeten sich so natürlich, daß ich glaubte, es müsse durchaus, so zu sagen, ein Souffleur darin stecken. Als ich daher einen gestickten Weiberrock sah, der in sehr stattlicher Weise einherstolzirte, wagte ich, ihn aufzuheben, um zu sehen, was darunter stäke. Der Unterrock verhielt sich bei dieser Exploration ganz passiv; ich fand aber auch, daß er keines der Geheimnisse in seiner Verwahrung

hatte, welche gewöhnlich einem Unterrocke anvertraut werden.

Ich sah einen mit einem goldenen Knopfe versehenen Stock mit einem bedeutenden Grade von medizinischer Würde und Gelehrsamkeit auf- und abmarschiren und über demselben, ungefähr sechs Fuß hoch vom Boden, schwebte in der Luft eine wallende Perücke, die ein wesentlicher Bestandtheil desselben Arztes gewesen war.

Hier überzeugte ich mich, wie viele von den schätzenswertheften Eigenschaften der menschlichen Natur in der Kleidung und in den Geberden liegen; denn als ich diese Anzüge, jeden nach seiner eigenthümlichen Grazie und Weise umherwandeln sah, konnte ich nicht umhin, sie gewissermaßen als menschliche Wesen zu achten. Als der prachtvolle Anzug eines Edelmannes aus der Zeit der Königin Christine mit langsamem feierlichem Schritt an mir vorbeistelzte, bewunderte ich sein leises Nachdenken und seine politischen Fähigkeiten und fühlte mich mehrmals geneigt, über den stummen Wis eines ganz besonders muntern und jovialen Rocks in lautes Lachen auszubrechen.

Während ich so unter diesen gespenstischen Gestalten herumging, erschrak ich plötzlich über einen furchtbaren Fluch, der ganz in meiner Nähe ausge-

sprochen wurde, und ich drehete mich herum, zu sehen, welcher von diesen Anzügen der profane sei.

Ich fand jedoch, daß sämtliche Kleider mit der Fähigkeit, zu schwören, gar nicht begabt waren.

Ein zweiter, noch wortreicherer Fluch als der erste, ließ sich jetzt dicht in meiner Nähe an einer Stelle vernehmen, wo keine Kleider zu sehen waren, und ich fand nun, daß diese Flüche hier ebenfalls als abgekommene Moden aufbewahrt wurden. Ich hörte bald alle Gattungen derselben ohne irgendwelche Entzückung aussprechen, die, wie es schien, blos den Zweck hatten, den Gedanken, welche sie begleiteten, Anmuth oder Kraft zu geben.

Ich vernahm einige poetische Flüche, welche von einem mit Phantasie begabten Flucher zu kommen schienen, dagegen auch wieder sehr einfache und bündige. Manche waren so dunkel, daß ich es unmöglich fand, ihre Bedeutung zu ergründen, während andere ziemlich verständlich waren.

Da das Fluchen jetzt eine todte Sprache ist, so würden wir ohne bedeutendes Studium kaum eine gründliche Bekanntschaft mit dieser Literatur zu erwerben im Stande sein. Darüber aber, glaube ich, läßt sich viel streiten, ob die Unterdrückung des Schwörens eine weise oder nützliche Maßregel gewesen ist, da die

gesellige Unterhaltung dadurch ganz gewiß sehr erleichtert ward.

Unsere Vorfahren verwendeten die Flüche zu einer Menge von verschiedenen Zwecken — zur Unterstützung eines Beweisgrundes oder auch um den Mangel eines solchen zu ergänzen, um Zeit zum Sprechen zu gewinnen, oder als Schmäherei, Wig, beißende Antwort — kurz, zum Vertreter jeder Schönheit der Rede, so daß ganz offenbar aus dieser vermeinten Verfeinerung ein großer Verlust und eine bedeutende Kahlheit hervorgegangen sein muß.

Während ich noch so unter den aus der Mode gekommenen Kleidungsstücken herumwandelte, hörte ich eine Stimme in meiner Nähe ausrufen: „Alles, was ist, ist“; und bald darauf ward hinzugefügt: „Es ist unmöglich, daß ein und dasselbe Ding sei und nicht sei.“

Ich konnte mir gar nicht denken, woher diese wichtige Mittheilung käme, bis ich endlich Jemandem begegnete, der mich benachrichtigte, daß die Maximen, welche unter den Menschen für Wahrheit gegolten, sobald als sie explodiren, in den Mond kommen und sich hier zu den übrigen abgekommenen Moden gesellen. —

In Dem, was ich soeben gehört, erkannte ich jenen großen philosophischen Satz, mit welchem früher

eine Menge Leute, die keinen Begriff von Philosophie hatten, kokettirten, den man aber nun schon lange als ein sehr entbehrliches Möbel zu betrachten scheint.

Ich hörte später hier noch eine Menge andere Maximen, die sonst für unantastbar galten, denn in diesem Thale der untergegangenen Moden war die Luft mit einer Menge religiöser, moralischer, politischer und physischer Wahrheiten angefüllt, und da ich hier eine so bedeutende Quantität von der Gelehrsamkeit unserer Vorfahren vorfand, so zitterte ich vor dem Schicksale vieler Dinge, die jetzt unter uns als ganz unzweifelhaft wahr gelten, denn die Vernunft des Menschen ist sicherlich eben so veränderlich wie sein Anzug, und jene geheimnißvolle Macht, welche wir Mode nennen, beherrscht die Meinungen ebenso, wie die Schöße und Kragen der Kleider.

Lehrsätze kommen und gehen nach der Reihe, gerade wie eine Form der Kleidung die andere verdrängt; irgend ein besonderer Schnitt wird unbeliebt, nicht weil er etwas Nachtheiliges oder Schädliches hätte, sondern weil er eine gewisse Zeit lang getragen worden ist.

Nach demselben Gesetze der Veränderlichkeit hat Das, was seit mehreren Jahren wahr gewesen, keinen Anspruch darauf, noch länger für wahr zu gelten, und so wie Die, welche eine besondere Kleidermode aufgeben, keinen speciellen Grund dafür angeben können



— ausgenommen das Beispiel Anderer — so weiß auch, wenn in einem Lande eine Meinung allgemein verleugnet wird, die Mehrzahl der Nation nicht, weshalb man Das jetzt für falsch hält, was so lange für wahr gegolten hat.

Allerdings giebt es auch einige hartnäckige Feinde der Mode, sowohl in der Kleidung als in den Begriffen. Der Eine setzt seinen Stolz darein, an Ansichten festzuhalten, welche alle Anderen längst aufgegeben haben, und verschmäht, irgend etwas zu denken, was nicht schon vor einem Jahrhundert gedacht wurde. Ein Anderer, von demselben Charakter, der sich aber auf andere Weise kundgiebt, fährt fort, sich mit gleicher Consequenz zu kleiden, widersteht allen Neuerungen der Hutkrämpfe und weicht im Schnitt seines Rockes und seiner Kamaschen nicht von dem Beispiele ab, welches sein Vater ihm gegeben.

In dieser Gesellschaft der abgekommenen Moden fand ich viele alte und ehrwürdige Maximen, welche unsern Vorvätern als Wahrheit dienten, und einige hätten nach meiner Meinung mit Nutzen unter uns bewahrt bleiben können, obschon wieder viele andere mit vollem Rechte in Wegfall gekommen sind. Ich hatte anfänglich die Absicht, einige dieser abgekommenen Wahrheiten, die mir am besten zusagten, einzuhaschen und wieder mit auf die Erde zu bringen; aber man sagte mir,

daß sie augenblicklich nach dem Monde zurückkehren würden.

Abgesehen von den Wahrheiten des Alterthums, fand ich hier auch einige, die, so weit meine eigene Erinnerung zurückreichte, geboren worden und gestorben, und andere, die ein Jahr Wahrheiten und das nächste Täuschungen gewesen waren.

Der Lärm dieser widerstreitenden Meinungen, von denen jede so hartnäckig war, wie ihre Gegnerin, jede sich ihrer kurzen Popularität erfreute und die wie Staatsmänner auf einander folgten und sich wechselseitig unterminirten, konnte nicht verfehlen, mich zu der betrübenden Betrachtung zu führen, wie wenig wirkliche und dauernde Wahrheiten es auf Erden giebt. —

Indessen, wir haben doch den Trost, daß, wenn die Wahrheit auf Erden nicht zu finden ist, die Stelle derselben reichlich durch den Glauben ersetzt wird, der ein ganz ausgezeichnetes Surrogat dafür ist.

Der Glaube hat in der That viele Vorzüge vor der Wahrheit. Er dient nicht blos dazu, der Forschung ein Ende zu machen, sondern auch die Neugier zu befriedigen, von welcher die Menschheit gepeinigt wird. Ferner kann er ohne die viele Mühe erworben werden, welche zur Erreichung der Wahrheit gehört,

denn zum Glück trifft es sich, daß es eben so leicht ist, zu glauben, als schwer, zu wissen.

Uebrigens gelangt Der, welcher während seines ganzen Lebens durch unausgesetztes Nachdenken der Wahrheit nachstrebt, doch selten zu einer festen Uezeugung, sondern wird fortwährend durch Zweifel gepeinigt, während der entschlossene und standhafte Gläubige in seinen Lehrensätzen niemals auch nur durch das leiseste Mißtrauen gestört wird.

Der Wahrheiten, die wir wirklich erreichen können, sind überdies nur wenige, und der größte Theil der Natur ist der Forschung unzugänglich, während die Kenntniß Dessen, welcher glaubt, unbegrenzt ist; für ihn giebt es nichts Dunkles und Unbegreifliches, sondern alle Geheimnisse der Natur sind ihm erschlossen.

Ferner ist zu erwägen, daß Der, welcher nach vieler Arbeit in den Besitz einer Wahrheit gekommen zu sein glaubt, der Gefahr ausgesetzt ist, durch spätere Entdeckungen in den Fall zu kommen, seine Hypothese wieder aufgeben zu müssen; der Gläubige aber, der einen consequenten Charakter besitzt, kann durch keine Kunst und durch kein Raisonnement seines Glaubens beraubt werden.

Ebenso ist es eine große Schattenseite der Wahrheit, daß wir sie so annehmen müssen, wie sie von Natur ist und nicht wie wir wünschen, daß sie sein

möchte. Andererseits dagegen steht es in unserer Macht, Alles zu glauben, was wir wünschen, und wir können bei der Theorie, die wir uns von dem Weltall bilden, gleich darauf Rücksicht nehmen, daß nichts mit hinein komme, was uns zum Nachtheil gereichen könnte.

Aus allen diesen angeführten Gründen — denen ich noch viele andere hinzufügen könnte, wenn ich nicht glaubte, daß Das, was ich eben gesagt, vollkommen hinreichend sei — kann ich allen meinen Mitmenschen den Rath geben, daß sie das vielfach verschlungene Labyrinth der Wahrheit verlassen und sich vielmehr dem Glauben in die Arme werfen, der ihnen weit größere Bequemlichkeit, Gewißheit und Gemüthsruhe darbietet.

Der Ort, den ich nach dem Gebiet der verloren gegangenen Moden besuchte, war ein Haus, in welchem der verscherzte weibliche Ruf aufbewahrt wurde.

Derselbe wird in Flaschen deponirt, und auf der Etikette einer jeden derselben ist der Zufall oder die Versuchung verzeichnet, wodurch der Ruf verloren ging, und es gewährte mir viel Unterhaltung, die vielen Unfälle zu lesen, welchen der weibliche Ruf unterworfen ist.

Der eine war durch Ueberrumpelung in die Flasche gekommen, ein anderer durch Ausdauer; dem einen war die Gesellschaft verderblich gewesen, dem anderen die Einsamkeit; einige fanden durch Schmeichelei ihren Untergang, andere durch Ueberredungskunst; hier sah ich

einen guten Ruf durch Leichtsinm verloren gehen, dort durch allzugroße Bedächtigkeit.

Während ich die Geschichte aller dieser verschiedenen Unfälle las, bemerkte ich eine Dame, welche, wie mir wohl bekannt war, diesen wichtigen Verlust erlitten hatte und jetzt hierher gekommen war, um die Flasche zu suchen, welche ihren verlorenen guten Ruf enthielt. Nachdem sie dieselbe gefunden, griff sie sehr begierig darnach, aber sofort schlüpfte sie ihr aus der Hand und zerbrach.

Der gute Ruf floß heraus und glich in seiner äußern Erscheinung ganz dem Quecksilber. Die Dame bemühte sich, ihn in aller Schnelligkeit wieder aufzuraffen, aber vergebens, denn er ent schlüpfte ihr mit der größten Behendigkeit, so oft sie ihn berührte.

Von diesem Hause begab ich mich nach einem andern, welches ebenfalls mit Flaschen angefüllt war, in denen sich die verlorene Popularität von Staatsmännern befand. Ich sah hier einen wohlbekanntem Politiker, der früher auf dem schwedischen Reichstage einen ziemlich hervorragenden Platz einnahm.

Er sagte mir im Vertrauen, daß er nach dem Monde geschickt worden, um die verlorene Popularität seiner Partei wiederzugewinnen. Sie seien, sagte er, auf sehr sonderbare Weise und ganz ohne eigenes Verschulden darum gekommen. Bald fand er die Flasche,

welche er suchte; da aber diese Flaschen an ihren Simsen festgemacht waren, so hätte er sich ein Mittel ausgedenkt, die Popularität aufzufangen, welche, wie man ihm sagte, herausfahren würde, sobald man den Pfropfen entfernte.

Zu diesem Zwecke zog er einen Papiersack hervor, aus einem Reichstagsbeschlusse zusammengenäht, welcher ihm zu unendlicher Popularität hatte verhelfen sollen, denn er meinte, wenn es ihm einmal gelänge, seine und seiner Kollegen verlorene Popularität in diesen Sack einzufangen, so könne er ihn, ohne Gefahr, ihn unterwegs zu verlieren, wieder auf die Erde zurückbringen.

Gerade als er im Begriff stand, den Pfropfen herauszuziehen und seinen Sack schon bereit hielt, um den Inhalt der Flasche einzufangen, trat ein zweiter Staatsmann von einer andern Partei in's Zimmer und zog, indem er auf die Stelle zukam, auch einen Sack hervor, mit welchem er sich anschickte, seinem Gegner den Besitz dieser werthvollen Popularität streitig zu machen. Sein Sack war ebenfalls aus einem Reichstagsbeschlusse zusammengenäht, der aber noch nicht durchgegangen war. Sein Besitzer schien indessen fest darauf zu rechnen, daß er fest genug sein werde, den flüchtigen Dunst zu fassen und festzuhalten.

Als der erste Staatsmann diesen neuen Concur-

renten sah, stand er von seinem Vorhaben ab und begann gegen diese Einmischung zu protestiren. Die Popularität, sagte er, welche er im Begriff stehe, wieder zu gewinnen, gehöre ihm und seinen Parteigenossen und keine andere Partei könne gerechten Anspruch darauf haben; ihre Nebenbuhler, setzte er hinzu, sollten selbst eine Popularität erfinden und nicht etwas stehlen wollen, was Andere sich erst durch ihren Fleiß erworben. Auch behauptete er, der Sack, den sein Gegner gebracht, sei aus Papier gefertigt, welches ihm aus seinem Pulte gestohlen worden.

Hierauf antwortete der zweite Politiker, die in dieser Flasche enthaltene Popularität sei nicht das Eigenthum einer oder der andern Partei, sondern die rechtmäßige Beute eines Jeden, der sich ihrer bemächtigen könne.

„Sie und Ihre Parteigenossen,“ sagte er, „haben die sehr bequeme Maxime erfunden, daß Jeder, der sich die Gunst des Publikums erwirbt, sich etwas anmaße, was Ihnen angehört. Sie haben Alles, was sich nur Erspießliches für das Land denken läßt, gewissermaßen in Beschlag genommen, und jeder Andere, der auch etwas Gutes zu thun versucht, begeht nach Ihrer Meinung einen Eingriff in Ihre Rechte. Sie erklären sich für die Urheber jedes nützlichen Gesetzes, welches irgend Einer in späterer Zeit in Antrag bringt;



Sie sind die einzigen rechtmäßigen Besitzer der Volksgunst, und Niemand kann auf andere Weise Beifall erlangen, als wenn er Sie erst darum betrügt.“

Während dieses Streites kam noch ein dritter, ebenfalls mit einem Papiersack bewaffneter Staatsmann dazu, um den Inhalt der Flasche in gleicher Weise in Anspruch zu nehmen. Er verlachte die Anmaßungen der andern Beiden und sagte, außer ihm und seinen Freunden könne Niemand gerechten Anspruch auf Popularität machen und wenn Andere wirklich einen gewissen Grad davon genossen, so könnten sie nicht anders als durch Betrug dazu gekommen sein.

Uebrigens sei er auch fest überzeugt, daß die Säcke seiner beiden Concurrenten gar nicht im Stande seien, die Popularität zu halten, und nur dem seinigen werde dies möglich sein, denn derselbe sei, sagte er, aus einigen ganz bewundernswürdigen Gesetzen zusammengeknäht.

Ich besah mir seinen Sack und gewährte, daß derselbe aus weißem, unbeschriebenem Papier bestand, denn die Gesetze, von welchen er sprach, sollten erst noch kommen; vor der Hand existirten sie nur erst in seiner Idee und noch nicht auf dem für sie in Bereitschaft gehaltenen Papier.

Nach einigem ferneren Streite schien es ganz unmöglich zu sein, daß diese Ansprüche auf die Popula-

ritätsflasche auf dem Wege der Unterhandlung ausgeglichen würden, und die einzige Uebereinkunft, zu welcher die drei Staatsmänner gelangen konnten, war, daß die freigelassene Popularität im Besitz Dessen von den dreien gelassen werden sollte, der sich ihrer eben durch überlegene Kraft oder Gewandtheit bemächtigen könne.

Ich machte mich demzufolge auf den Anblick einer niedlichen Balgerei gefaßt, fand aber diese Art der Entscheidung sehr angemessen, da es ja die ist, welche bei Schlichtung politischer Fragen gewöhnlich in Anwendung zu kommen pflegt.

Die drei Politiker traten demgemäß begierig und lauierend mit ihren Säcken heran; der Pfropf ward herausgezogen und ein lautes, tobendes Bivatgeschrei drang aus der Flasche heraus.

Dies war die Popularität, und der erste der drei Staatsmänner verlor keine Zeit, seinen Sack über die Mündung der Flasche zu halten, aber das wilde Geschrei zerriß ihn in tausend Stücken.

Der zweite Politiker hatte seinen Sack unmittelbar über den Concurrenten gehalten, um nicht einem gleichen Unfalle ausgesetzt zu sein, aber das kostbare Bivatgeschrei schlüpfte mit derselben Leichtigkeit hindurch, wie durch den ersten und beschädigte ihn in gleicher Weise.

Der dritte Staatsmann schlug ein triumphirendes Gelächter auf und hielt seinen Papiersack sehr vertrauensvoll über die Flasche, aber nicht ein einziger Ruf drang hinein und das ganze Geschrei flog durch ein offenes Fenster, worauf man es in der Ferne verhallen hörte.

Die drei verblüfften Staatsmänner liefen nach dem Fenster und horchten begierig nach dem sich immer weiter entfernenden Geschrei und indem sie zuweilen glaubten, es nähere sich wieder.

Als es endlich ganz verhallt war, fingen sie an, sich unter einander zu streiten, in welchen Sack die entschwundene Popularität eigentlich gehört habe, und setzten den Streit eine ziemliche Zeit lang mit großem Aufwand von Eifer und Beredsamkeit fort.

3.

Ich ward dieses Streitens bald überdrüssig, verließ daher das Haus, um einen andern Ort aufzusuchen, gerieth aber, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe, denn ich kam, nachdem ich eine kurze Strecke gewandert war, in das Thal des Streitens.

Hier hörte ich über unzählige Gegenstände debattiren und fand hier den Beweis, daß die Natur kein Geschöpf ganz ohne Bertheidigung läßt, denn wenn sie einem Menschen nicht die Fähigkeit giebt, Beweise zu führen, so setzt sie ihn wenigstens in den Stand, zornig zu werden.

Ich hatte hier Gelegenheit, die Extravaganz jener Philosophen zu erwägen, welche von Zeit zu Zeit das eigenthümliche Project aufgestellt haben, die ganze Welt auf einerlei Meinung zu bringen, denn ich be-

merkte hier, wie ganz natürlich unser Freund, indem er die eine Seite einer Frage behauptet, uns reizt, uns der andern anzunehmen.

Und dennoch wird dieser abenteuerliche Plan, alle Menschen auf einerlei Meinung zu bringen, immer noch von gewissen Personen gehegt, welche glauben, daß sie dazu bestimmt seien, für die ganze Welt zu denken und daß die Menschheit weiter nichts zu thun habe, als nach ihrem Sinne zu denken.

Allerdings geben sie zu, daß die Menschen jetzt sehr hartnäckig sind, aber sie meinen, das Zeitalter der gleichen Denkungsweise werde noch kommen.

Ich bemerkte in diesem Thale, daß nichts wirksamer ist, einen Streit zu verlängern und recht heftig zu machen, als wenn die Menschen nicht wissen, worüber sie sich streiten.

Es giebt auch noch viele andere Möglichkeiten, einen Streit in's Unendliche fortzuführen, und hierzu gehört vorzüglich der Fall, wenn zwei Streitende mit einander einig sind, ohne es selbst zu merken und in verschiedenen Worten heftig für eine und dieselbe Sache streiten.

Ich fand in diesem Thale eine große Anzahl sogenannter häuslicher Streitigkeiten, nämlich solche, welche in den Familien aus langer Weile und zum Zeitvertreib gepflogen werden.

Ich hörte einigen derselben zu und bewunderte in hohem Grade die Erfindungsgabe der Streitenden und die Wachsamkeit, jede Gelegenheit zu einer Meinungsverschiedenheit zu erfassen. Ich hörte eine Dame und sechs Töchter sich mit einander streiten, ob eine gewisse Person graue oder braune Augen hätte; die Mutter und zwei Töchter behaupteten, sie wären braun, während die vier andern sich für grau entschieden. Beide Parteien hielten ihre Behauptungen mit großer Hestigkeit und Gewandtheit aufrecht. Jedes wollte die beste Gelegenheit gehabt haben, sich von der Sache zu überzeugen; das eine hatte die Augen am häufigsten gesehen, das andere aber hatte sie in dem vortheilhaftesten Lichte betrachtet. Keine Partei konnte der andern einen Proselyten abgewinnen.

Eine andere Familie hörte ich mit gleichem Eifer streiten, ob eine kürzlich verstorbene Person gutmüthig gewesen sei oder nicht. So hörte ich noch viele andere Erörterungen derselben Art, die mit eben so vielem Eifer und eben so großem Nutzen geführt wurden, wie viele berühmte Disputationen unter Theologen und andern Gelehrten.

Ich ward dieser Zwistigkeiten und unnützen Hin- und Herreden bald überdrüssig; daher setzte ich meine Reise fort und erreichte bald ein Gebäude, welches die verlorene Erfahrung enthält, nämlich die von den

Menschen versäumten Gelegenheiten, durch Schaden klug zu werden.

Ueber der Thür steht eine Statue, welche die Erfahrung vorstellt. Es ist die Gestalt eines alten Mannes, welcher auf sehr bezeichnende Weise aus seinem langen Leben den Anspruch auf Weisheit herleitet und im Begriff zu sein scheint, Jemandem eine Warnung zu ertheilen.

Diese Figur erinnerte mich an verschiedene alte Leute, die großes Vertrauen auf ihre eigene Meinung setzten, weil sie in langer Abgeschiedenheit gelebt. Sie meinen, daß sie durch längere Krankheit und Hinfälligkeit praktische Lebenskenntniß erlangt haben; sie glauben, daß sie nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren von der Welt, dieselbe besser verstehen müssen, als diejenigen, die noch mit derselben verkehren. Den meisten alten Leuten muß man erst sagen, daß Lebendigkeit noch keine Erfahrungen machen heißt und daß, je länger ihr Greisenalter gedauert hat, sie desto mehr Zeit gehabt haben, zu vergessen.

Ich trat in das Gebäude und fand ein einziges großes Zimmer von derselben Einrichtung und demselben Aussehen, wie ich schon früher beschrieben und mit Flaschen angefüllt, welche die vergeudete Erfahrung enthielten. Jede Flasche war mit einem Zettel versehen, welcher die Geschichte ihres Inhalts erzählte.

Dieses Zimmer leitete mich auf eine Betrachtung über die Irthümlichkeit der Meinung, die man gewöhnlich über die Wirkbarkeit der Erfahrung hegt.

Gewöhnlich sagt man, daß man sich nicht durch das, was Anderen zustößt, belehren lasse, sondern blos durch das, was uns selbst befällt. Mir aber will es scheinen, als müßten die Meisten, welche über ihr Leben nachdenken, gestehen, daß die Warnungen, welche sie sich selbst geben, sehr wenig helfen.

Um die Vergeblichkeit der Erfahrung zu beweisen, braucht Jeder blos bei sich selbst zu überlegen, wie oft er versäumt hat, die Besserung in seinem Charakter oder Benehmen eintreten zu lassen, die er sich dann und wann vorgenommen. Wenn wir uns jeden Tag bemüht haben, etwas nicht zu thun und es dennoch mehrere Jahre lang jeden Tag gethan haben, so sind wir dennoch überzeugt, daß wir den Fehler morgen wirklich ablegen werden. So groß ist die Autorität der Erfahrung über unser Urtheil.

Ein Stein, sagt Aristoteles, der tausend Mal in die Höhe geworfen wird, lernt doch nicht von selbst in die Höhe steigen. In vielen lobenswerthen Bestrebungen ziehen die Menschen von ihrer Erfahrung nicht mehr Nutzen als der Stein, und kommen immer wieder auf dieselbe Stelle zurück.

Nach meiner Meinung kann man daher sagen,



daß die Erfahrung wohl Kraft genug hat, die Menschen ihre Uebelthaten beklagen zu lassen, aber nicht Kraft genug, sie zum Gutesethun zu bewegen.

In diesem Zimmer sah ich viele Personen, welche ihre eignen Flaschen untersuchten, in welchen sie die Thorheiten fanden, welche sie emsig wiederholt, nachdem sie bereits die schlimmen Folgen derselben kennen gelernt. Sie waren alle ganz betroffen, zu finden, wie viele Gelegenheiten zum Klugwerden sie vernachlässigt hatten.

Spieler fanden hier die häufigen Verluste und Stückwechsel, die ihnen ihren Ruin vorausgesagt und welchen zum Troß sie dennoch fortgefahren, ihrem Laster zu fröhnen. Der Verschwender ward hier daran erinnert, daß er fortwährend den Mangel und die Verlegenheiten vergessen, welche ihn vielmal in seinem Leben an die schlimmen Gewohnheiten erinnert hatten, durch welche er endlich an den Bettelstab gebracht ward.

Ich las mit vielem Vergnügen die Geschichten auf vielen dieser Flaschen. Eine davon enthielt die verlorene Erfahrung eines meiner Freunde, eines Reichstagsmitglieds, und erzählte seine Bemühungen, ein Redner zu werden. Obschon jede Erfahrung ihn darauf hingewiesen hatte, daß er am besten thue, zu schweigen, so beharrte er dennoch bei seinem Vorsatze, der erste Redner im Reichstage zu werden.

Gleich neben dieser Flasche stand eine, welche bewies, daß die Erfahrung in Bezug auf Poesie ebenfalls keine größere Macht hat. Sie gehörte dem Verfasser eines jährlichen Bandes Gedichte, deren Aufnahme ihn schon längst von dem Gedanken hätte abbringen sollen, daß er ein Dichter sei; nichts destoweniger aber fährt er noch jetzt fort, die Welt alljährlich durch einen neuen Band zu beglücken.

Ich bemerkte, daß ein Bekannter von mir aufmerksam die Aufschrift seiner eigenen Flasche studirte, die mit einer langen Aufzählung versäumter Warnungen bedeckt war, denn er ist fast mit Allem, was die Unklugheit unternehmen kann, vollständig vertraut. Er sagte mir, er wünsche sich in den Besitz seiner Flasche zu setzen und sie mit auf die Erde zu nehmen, um mit ihrer Hilfe ferneren Versuchungen zu widerstehen, denn er hatte einen andern Mann eine kleine Quantität aus seiner Flasche trinken sehen, wodurch derselbe sofort von Erfahrung und Entschlossenheit gegen alle Thorheiten erfüllt worden war. Mein Freund beschloß daher, bei jeder dringenden Gelegenheit Zuflucht zu seiner Flasche zu nehmen und auf diese Weise klug zu sein, so lange als der Inhalt der Flasche dauerte.

Ich habe mich später nach dem Erfolge erkundigt und erfahren, daß er anfangs, sobald sich eine gefährliche Verlockung zeigte, seine Flasche zur Hand nahm

und sich durch einige wenige mit Wasser verdünnte Tropfen vollkommen gegen jede Versuchung stärkte, weil die Erinnerung an frühere Uebel und die Scheu davor dadurch auf's Lebhafteste in ihm erweckt ward. So lange der Einfluß dieses Trankes dauerte, erinnerte er sich nur der Uebersättigung und Ermüdung des Vergnügens und empfand die lebhafteste Beschämung über seine verschiedenen Fehltritte. Diese Visionen von Klugheit gingen aber bald vorüber und jede einzelne Versuchung bedurfte eines neuen Trankes.

Als jedoch der erste Reiz der Mäßigkeit vorüber war, stellte sich eine andere Schwierigkeit ein, denn wenn eine Gelegenheit, schwach zu sein, zu erwarten stand, bedurfte es eben so viel Standhaftigkeit, aus der Flasche zu trinken, als zu widerstehen, ohne zu trinken. Er setzte jedoch den Gebrauch dieser vortreflichen Medizin immer noch fort, aber trug Sorge, bloß dann enthalten zu sein, wenn keine Gelegenheit zum Genuß da war; sobald sich aber ein Vergnügen zeigte, enthielt er sich des Gebrauchs der Flasche sorgfältig. Indem er seine Tränke auf diese Weise hinreichend eintheilt, zieht er Nutzen von der Erfahrung der Vergangenheit.

Nicht lange, nachdem ich dieses Haus verlassen, gelangte ich in ein Thal, welches ein ganz anderes Geräusch hören ließ, als alle übrigen. Es waren dies

alle zwecklos stattgehabten Parlaments- und Landtagsdebatten. Bald war ich mitten darunter und hörte ein furchtbares Geschwäg über verschiedene Gegenstände, nebst vielen einzelnen Ausrufen, welche Zustimmung oder Mißfallen ausdrückten.

Ich bemerkte hier mehrere berühmte Parlamentsredner, welche ihren eigenen Reden mit musterhafter Aufmerksamkeit zuhörten. Die Reden werden durch dieses Thal getreuer aufbewahrt, als es durch den Druck geschehen kann, denn sie werden ohne den Verlust einer einzigen Stockung, Wiederholung oder irgend einer andern Schönheit ausgesprochen, mit welcher sie ursprünglich gehalten werden.

Eine Rede, welche von diesen Verzögerungen gereinigt wird, verliert viel an ihrer Länge, welche bekanntlich der Hauptvortrag eines guten Redners ist, wie aus der Praxis aller Repräsentantenversammlungen deutlich hervorgeht. Als er gefragt ward, welche Rede des Demosthenes er für die beste hielt, antwortete er: „Die längste.“ Jetzt werden alle Reden nach diesem Maßstabe beurtheilt, unsere neuern Redner aber übertreffen die alten in dieser Hinsicht bei Weitem und wir haben jetzt Viele, welche bei jedem nur einigermaßen wichtigen Gegenstande den Demosthenes wenigstens um zwei Stunden an Beredsamkeit übertreffen.

Wenn man den Werth der Reden nach ihrer

Länge beurtheilt, so hat man den großen Vortheil, daß kein Streit über die Vorzüglichkeit der einen vor der andern entstehen kann, denn wenn Reden nach der Kraft ihres Beweises, nach der Wahl der Worte und anderen Specialitäten beurtheilt werden, so ist es bei dem verschiedenen Geschmack der Menschen unmöglich, daß sie sich darüber einigen, welche von zwei Reden diese Vorzüge in größter Vollkommenheit besitzt. Jetzt jedoch kann über den Vorzug zwischen zwei Reden gar kein Streit mehr entstehen, sobald nur die Uhr richtig zu Rathe gezogen wird.

Ich kann hier zugleich ein Project erwähnen, welches ich entworfen, um eine Verbesserung in den Parlamentsdebatten herbeizuführen und zugleich die Geschäfte zu beschleunigen.

Ehe ich meinen Plan weiter auseinander setze, muß ich bekennen, daß derselbe entlehnt ist und ich mich erst damit befreundet habe, nachdem ich ihn in nachfolgendem Falle mit großem Glücke hatte anwenden sehen.

Eine verheirathete Frau beklagte sich einmal gegen eine Freundin über die bitteren und unaufhörlichen Zänkereien zwischen ihr und ihrem Manne und fragte sie, ob sie kein Mittel wüßte, um diese Zwistigkeiten zu vermeiden.

Ihre Freundin antwortete, sie besitze ein gewisses

Wasser, welches die eigenthümliche Kraft habe, Zänkereien zwischen Eheleuten zu verhindern, und sie wolle ihr eine Flasche davon geben und ihr sagen, wie dasselbe zu diesem vortrefflichen Zwecke zu gebrauchen sei.

Nachdem sie eine Flasche mit der friedestiftenden Flüssigkeit gefüllt, schenkte sie dieselbe ihrer Freundin und ersuchte sie, so oft ihr Mann anfinge, streitsüchtig zu werden, ihren Mund mit diesem Wasser zu füllen und es so lange darin zu behalten, bis er wieder vollkommen ruhig geworden wäre.

Bald darauf kam die Frau wieder, um sich die Flasche noch einmal füllen zu lassen und ihrer Freundin für die wunderbare Kur zu danken, denn das Wasser hatte allen Streitigkeiten ein Ende gemacht.

Nun habe ich von einem großen Chemiker erfahren, daß das Wasser des Mälarsee's dieselbe wunderbare Kraft besitzet, und mein Vorschlag ist nun der, daß jedes Reichstagsmitglied beim Beginn jeder Debatte eine hinreichende Quantität davon in den Mund nimmt, bis die Frage erledigt ist.

4. In dem Jahre 1774. kam ich nach  
 Auf meinen weiteren Wanderungen gelangte ich  
 in ein Thal, welches, wie ich erfuhr, das Behältniß der  
 verlorenen Eitelkeit war.

Ich war überrascht, von einem solchen Orte zu  
 hören, weil ich immer geglaubt hatte, diese Eigenschaft  
 gehe niemals verloren, sondern der Mensch behalte sie  
 bis zu seinem Tode. Da ich sie oft selbst nach dem  
 Absterben der Kraft des Gedächtnisses, der Menschen-  
 liebe und fast aller andern Fähigkeiten noch in voller  
 Kraft gesehen, so hatte ich geglaubt, daß sie da, wo sie  
 einmal sei, von einem menschlichen Wesen unzertrennlich  
 wäre, und daß sie demzufolge auch kein Asyl im Monde  
 brauche.

Ich hatte immer geglaubt, es sei der Haupttrost  
 des Greisenalters, daß Jeder, der in dieser schwierigen

lage sich befindet, obschon er auch jedes andere Gut verliert, dennoch seine Eitelkeit behalten kann, welche ganz gewiß der Hauptgenuß des Lebens ist.

Hier fand ich aber ein ganzes Thal voll von diesem vortrefflichen Attribut, ohne daß die Eigenthümer einen Verlust dadurch erlitten hätten, denn die Eitelkeit, die hier aufbewahrt wird, ist die fruchtlose Ostentation Derjenigen, welche irthümlicher Weise sich für bewundert halten, und sich die Mühe nehmen, eine Superiorität sich beizulegen, welche alles Grundes entbehrt.

Als ich an dem Rande des Thales ankam, sah ich zuerst eine Menge junger Leute, wie mir schien, die alle in sehr eigenthümlichen Bewegungen begriffen waren; als ich aber unter sie hinein ging, fand ich, daß sie blos die Außenseiten von Menschen oder vielmehr Erscheinungen waren. Sie waren Alle sehr nett und elegant gekleidet, und ich bemerkte bald, daß diese Schatten das gesuchte Benehmen jener Menschen darstellten, welche durch Geschicklichkeit in ihren Bewegungen Anspruch auf Auszeichnung machen.

Jede dieser Figuren war beschäftigt, die Geberden zu machen, die ihr eigenthümlich waren, wenn sie eine Straße entlang ging, in ein Zimmer trat, wenn sie sich verbeugte, und bei jeder anderen vorübergehenden Bewegung. Sie machten ihre Künste sehr rasch nach einander durch, so daß in den verschiedenen Pflichten und



Situationen des Lebens große Verwirrung entstand. Ihre Geberden gingen aus dem Park in die Oper, und von da in ein Ballzimmer, ohne die mindeste Unterbrechung. Manche dieser Figuren lächelten fortwährend, und einige davon mit großer Gewandtheit. Es war sehr lächerlich, sie sich so ohne allen Anlaß vorbeugen und eine Menge anderer Geberden machen zu sehen, zu welchen eben so wenig Grund vorhanden war.

Sie hatten keine Stimme, sondern bewegten bloß die Lippen, und leisteten in der Conversation Vortreffliches, so weit dieselbe etwas Schönes für das Auge ist. Aber alle hier zur Schau getragenen Talente waren durch die Unempfindlichkeit der Menschen verloren gegangen, weil die Ueberlegenheit dieser Menschen von der Art war, daß Niemand die Grundlagen entdecken konnte, auf welche ihre Raisonnements sich stützten.

Ich wünschte einen dieser Acteurs gefangen zu nehmen, in der Meinung, daß derselbe gewissen jungen Leuten von meiner Bekanntschaft von Nutzen sein könne. Ich faßte daher einen, der die größten Präntensionen machte, und drückte ihn zusammen, bis ich ihn zwischen meinen Handflächen verbergen konnte. Ungeachtet dieser Beengung aber fühlte ich, daß er seine Bewegungen immer noch fortsetzte. Ich ließ ihn plötzlich wieder gehen und er nahm sofort seine frühere Größe und Gestalt wieder an, und begann unverzüglich seine Fertigkeiten wieder zu produ-

ciren. In der Meinung, daß er durch eine kurze Einsperung nichts von seiner Energie verlieren würde, preßte ich ihn wieder in einen kleinen Umfang zusammen und steckte ihn in eine Briestafche. Als er bei meiner Rückkehr auf die Erde wieder seine gewöhnlichen Dimensionen annehmen konnte, bekam er auch sogleich seine ganze Kraft wieder, und macht noch jetzt seine Manövers unaufhörlich durch.

Als ich weiter in dies Thal vordrang, fand ich es mit einer großen Menge von Charakteren angefüllt. Unzählige Gestalten waren beschäftigt, ihre verschiedenen Gattungen von Eitelkeit zur Schau zu tragen. Alles Dies ging aber in größter Stille ab, denn keine der Erscheinungen konnte sprechen. Es machte mir vielen Spaß, den Stolz und die Umaßung dieser Schatten zu sehen. Hier und da sah ich eine gelehrte Dame, welche ihrer ganzen Umgebung mit autoritätischen Gebärden Vorlesungen hielt, wobei sie sehr gelehrt den Kopf hin und her wiegte und den Zeigefinger ausstreckte. Mehrere Gestalten junger Männer wanderten umher und wollten vor Eitelkeit bersten, weil sie einmal im Reichstage gesprochen. Auch die Schriftsteller sind hier in großer Menge vorhanden. Ich bemerkte den Schatten eines Mannes, der sehr würdevoll that, und ermittelte endlich, daß er den Tag zuvor ein Duell gehabt hatte. Eine Figur saß mit wichtiger Miene, aber ganz unbe-

weglich da; dies war die prahlerische Zurückhaltung eines von jenen Leuten, welche sich durch ihr Schweigen bei der Welt in den Ruf der Gelehrsamkeit und geistigen Ueberlegenheit bringen möchten, und den Empfang, den sie finden, so falsch auffassen, daß sie das für Ehrfurcht halten, was doch bloßer Widerwille ist. Dieser Irrthum ist in der That durchaus nicht ungewöhnlich, denn Jeder wird Leute kennen, welche glauben, sie stehen in allgemeiner Achtung, weil sie jeder Gesellschaft, in die sie treten, einen sichtbaren Zwang auflegen.

Als ich die hier versammelte große Menge betrachtete, unter welcher Alle sich bewundert glaubten, während doch Alle in der That verachtet wurden, konnte ich nicht umhin, zu erwägen, wie wenig Bewunderung es überhaupt in der Welt giebt, und wie Viele darnach streben. Wenn wir die wenigen Männer von hervorragendem Genie ausnehmen, wer genießt dann wohl noch wirklich Bewunderung? Und dennoch ist der Glaube, bewundert zu werden, das, was dem Leben seinen Reiz giebt. Die Menschheit befindet sich in einer immerwährenden Verschwörung, Bewunderung zu erlangen, und dennoch sucht Jeder seinen Stolz darin, Eitelkeiten aufzuspüren, und versagt allen Andern das, was er selbst von ihnen erwartet. Jeder, der in der Conversation irgend eine prahlerische Aeußerung vernimmt, verfehlt nicht, seinen Nachbar auf diese Eitelkeit aufmerksam zu machen, der

seinerseits ihm eine gleiche Eitelkeit beimißt, weil er den Fehler so rasch aufgestochen.

Als man mir jetzt sagte, daß ich mich in der Nähe des Thales der verlorenen Arbeit befände, ging ich darauf zu, in der Erwartung, hier eine sehr große Sammlung von Curiositäten zu finden, wenn hier die Bemühungen aller Menschen wären, die vergebens gearbeitet haben.

Das Ende des Thales, durch welches ich eintrat, war von einer ungeheuern Menge Gelehrter besetzt. Unzählige Gestalten oder Erscheinungen saßen hier und studirten auf künftige Berühmtheit los, während sie doch zu keiner andern Belohnung bestimmt waren, als zur Erinnerung an ihren Fleiß. Jeder derselben heftete seine Augen mit großem Eifer auf sein Buch, und hob sie von Zeit zu Zeit in die Höhe, als ob er das Bild seines künftigen Ruhmes vor sich sähe. Ich konnte mich einiger schwermüthiger Gedanken nicht erwehren, als ich die bleichen, entschlossenen Gesichter dieser Leute sah, welche ihre Gesundheit und ihr Vergnügen aufgegeben hatten, um nur Täuschung zu finden, und ich erwog, wie viele Arbeiten auf der Welt unternommen worden und wie wenige ihren Lohn finden.

Diese Schatten schienen verschiedenen Lebensaltern anzugehören. Einige hatten noch nicht das Mannesalter erreicht, Andere standen schon im Greisenalter, je nach den verschiedenen Perioden, in welchen der Mensch

den Versuch, berühmt zu werden, aufgibt. Manche hatten dies gethan, sobald sie Männer wurden, Andere verzweifelten bis zum Ende ihres Lebens nicht daran, sondern bereiteten sich selbst noch in ihrem Greisenalter darauf vor, trotz der Erfahrung Ruhm zu erlangen. Derjenige, welcher nach Auszeichnung strebt, setzt gewöhnlich eine frühe Zeit für das erste Erscheinen seines Genius fest. Die Zeit kommt und sein Genius ist noch nicht erschienen, aber dies ist noch kein triftiger Grund zur Verzweiflung, denn er ist blos in den gewöhnlichen Irthum verfallen, einen zu schnellen Erfolg zu erwarten, und er setzt sich eine neue Frist mit demselben Vertrauen, wie zuvor. Mittlerweile hat er einen Trost, nämlich den, daß frühzeitiger Ruhm oft schädlich ist, und daß seine Größe sicherer sein wird, wenn sie später anfängt. Eben so wird er durch die berühmten Leute ermuthigt, welche bis lange nach ihrem Zeitalter unbekannt waren — ein Gedanke, der manchen aufstrebenden Candidaten des Ruhms aufrecht erhalten hat.

Nachdem ich durch diese fleißigen Leser hindurch war, kam ich in eine Gesellschaft eben so fleißiger Schreiber. Alle diese Menschen waren verurtheilt, Bücher zu schreiben, die niemals gelesen werden sollten. Unter diesen Schriftstellern sah ich zwei oder drei Bekannte von mir, von denen ich nie geahnet, daß sie so etwas trieben; so sorgfältig hatten sie ihre Schwäche verborgen.

wahrscheinlich in der Absicht, um die Welt durch das plötzliche Erscheinen eines großen Werkes zu überraschen; in Folge der Engherzigkeit der Buchhändler aber, oder irgend eines andern Hindernisses, hat diese Ueberraschung niemals Statt gefunden.

Der Anblick dieser unbekanntten Schriftsteller bestärkte in mir eine Meinung, die ich schon längst gehegt, nämlich die, daß die heimlichen Schriftsteller sehr zahlreich sind. Und wie kränkend es auch sein mag, zu finden, daß das, was wir geschrieben haben, kein Buch werden soll, so hat doch ein Schriftsteller dieser Art eben in Folge seiner Verborgenheit viele Vortheile, denn da sein Werk Niemandem bekannt wird, als ihm selbst, so kann er einstimmigen Beifalls sicher sein, und er ist der einzige Schriftsteller, der vor jedem Tadel sicher ist.

Ueberdies so lange seine Werke in seinem Pulte liegen, kann er dies bei sich selbst als eine Entschuldigung gelten lassen, daß sie nicht gelesen worden sind. Derjenige aber, der durch den Druck dem Publikum Gelegenheit gegeben hat, ihn zu lesen, hat, wenn von dieser Gelegenheit kein Gebrauch gemacht wird, keine Entschuldigung.

Ich empfehle daher allen meinen Freunden, welche das Schreiben nicht lassen können, die Heimlichkeit als die beste Kunst, ihre Werke gegen Tadel, Spott, Ver-

nachlässigung und andere Unglücksfälle, denen ein Buch ausgesetzt ist, sicher zu stellen.

Als ich diese Schriftsteller näher in's Auge faßte, bemerkte ich, daß sie fast allen Klassen der Gesellschaft angehörten. Vielen davon sah man an, daß sie kaum ihre Blöße zu decken vermochten, während mehrere anderen vornehmsten Ständen anzugehören schienen. Alle gaben Beweise, daß sie von der Vorzüglichkeit dessen, was sie schrieben, überzeugt waren. Einige schienen über das Unglück, von welchem die Helden ihres Romans verfolgt wurden, in Thränen ausbrechen zu wollen, und Andere wollten sich über ihren eignen Wis' tod't lachen. Ich sah zwei oder drei Autoren, welche bei jeder neuen Phrase, die aus ihrer Feder kam, das Lachen nicht unterdrücken konnten. Die Werke, mit welchen alle diese Personen die Welt zu bereichern versuchten, waren sehr mannigfaltig. Ich blickte Einigen über die Schulter, und sah Gedichte und Novellen, Politik, Geschichte, Theologie und dergleichen mehr.

## 5.

Als ich die Autoren verließ und weiter in das Thal der verlorenen Arbeit hineinschritt, sah ich eine Menge junger Leute, welche eifrigst bemüht waren, mit ihren Körpern eine Menge verschiedene Posituren zu machen.

Anfangs konnte ich mir nicht denken, welchen Zweck dieser eigenthümliche Fleiß hätte, bald aber bemerkte ich, daß diese jungen Männer sich zu Rednern auszubilden bemüht waren. Als ich ihnen näher kam, fand ich, daß sie Reden zu diesen Geberden hersagten, und Jeder hatte einen Spiegel vor sich, um mit Hilfe desselben den Theil der Beredsamkeit zu studiren, der in den Armen und Beinen liegt. Sie machten auch sämtlich von ihren Gliedmaßen den heftigsten Gebrauch, und ich beklagte, daß so viele überzeugende Geberden auf diese Weise verloren gingen.



Nachdem ich noch viele andere verlorene Arbeiten gesehen, deren Aufzählung zu langweilig sein würde, verließ ich das Thal, und war noch nicht weit gekommen, als ich eine hübsche Frau mit verzweifelter Miene bemerkte, welche sich niedergesetzt hatte, um, wie es schien, von der Mühe vergeblichen Suchens auszuruhen.

Ich fragte, ob ich ihr bei ihrem Suchen behilflich sein könne, und sie nahm sehr gern meinen Beistand an, indem sie mir mittheilte, daß sie die Liebe ihres Mannes suche, welche sie zwei Jahre nach ihrer Verheirathung auf unbegreifliche Weise verloren, und vergebens wiederzugewinnen versucht. Man habe ihr gesagt, daß in der Nähe des Ortes, wo sie jetzt saß, der Aufbewahrungsort der verlorenen Liebe sowohl von Männern als auch von Frauen sei, daß es ihr aber noch nicht gelungen, ihn zu finden.

Ich tröstete sie mit der Bemerkung, daß ein Platz, der alle verlorene Liebe von Eheleuten enthielte, leicht zu finden sein müsse.

Wir gingen zusammen weiter und wurden auf unser Befragen nach einem großen Gebäude gewiesen, wo die Liebe, welche aus der Brust von Eheleuten entwichen ist, in der Gestalt kleiner weißer wie Alabaster glänzender Herzen aufbewahrt wird. Auf Jedem befindet sich eine Inschrift, welche den Fehler des Weibes

oder des Mannes bezeichnet, durch welchen die Liebe verloren gegangen ist. Auf einem männlichen Herzen las ich: „Verfall der Schönheit“, und darin bestand sonach der Fehler des Weibes, wodurch dieses Herz ihr entfremdet worden. Fast jedes Herz führte irgend einen ähnlichen vortrefflichen Grund an, wie zum Beispiel hitziges Temperament, Eifersucht, zu große Lebhaftigkeit, Sanftmuth, Wortkargheit, herannahendes Alter, zweijähriges Verheirathetsein, nebst vielen andern eben so guten Ursachen zur Unterbrechung des häuslichen Glückes. Auf einigen der Herzen war diese Stelle leer und kein Grund für die Entfremdung angegeben, woraus hervorging, daß die Liebe des Mannes oder der Frau nicht auf irgend eine gewaltthätige Weise ausgelöscht worden, sondern von selbst ausgegangen war.

Ich sah eine bedeutende Anzahl sowohl Männer als Frauen, welche alle die Herzen suchten, die sie wiederzugewinnen suchten. Auf keinem dieser Herzen stand ein Name, aber dennoch waren die Suchenden in den Stand gesetzt, das, von welchem sie einst geliebt worden, durch eine sehr eigenthümliche Eigenschaft eben dieses Herzens zu entdecken, denn wenn ihnen das in die Hände fiel, welches früher wärmere Gefühle für sie gehegt, so begann es augenblicklich heftig zu schlagen und zu pulsiren, obschon es dem Auge als gewöhnlicher

Alabaster erschien. Hatte es dagegen niemals eine Leidenschaft für sie empfunden, so blieb es vollkommen still.

Ich bemerkte einen alten Mann, der jedes weibliche Herz, welches ihm in den Weg kam, anfasste, und als ich zu ihm hinkam, hörte ich ihn murmeln: Dies schlägt ganz gewiß ein wenig. Er ersuchte mich hierauf, das Herz anzufühlen, welches er in der Hand hielt, und mein Urtheil abzugeben, ob darin ein wirkliches Pulsiren Statt finde, so lange er es halte.

Ich konnte nicht die geringste Bewegung bemerken, ausgenommen die, welche von dem Bittern seiner Hände herrührte, was ihn sehr kränkte. Er sagte mir hierauf, er habe in bereits vorgerückten Jahren eine junge Frau geheirathet, die sehr bald außerordentlich kalt gegen ihn geworden sei, obschon er nichts gethan, was ihr hätte mißfallen können, und immer mit der größten Güte zu ihr gesprochen habe. Ich stellte ihm vor, daß es, wenn er nicht ganz gewiß wisse, daß er einmal ihr Herz wirklich besessen, vergeblich für ihn sei, es hier zu suchen. Er erklärte aber, er wisse ganz genau, daß, als er die Dame geheirathet, ihr Herz ihm gehört habe, obschon es bald darnach auf so eigenthümliche Weise für ihn verloren gegangen sei. Er fuhr hierauf fort, alle Herzen zu untersuchen, und glaubte in jedem ein leises Zuckern wahrzunehmen.

Ein gewisses männliches Herz ward auf sehr heftige Weise von einem halben Duzend Frauen in Anspruch genommen, welche jede gefesslich begründete Reclamation zu erheben vorgaben, und es pulsterte auch wirklich in der Hand einer Jeden, wodurch es zu erkennen gab, daß es Leidenschaft für Alle besaß. Eine davon war seine wirkliche Gattin, aber ihr Recht ward von den Anderen streitig gemacht, unter dem Vorwande, daß das Pulsiren des Herzens, wenn sie es berühre, viel schwächer sei, als wenn eine von ihnen es halte. Es waren auch noch viele andere Herzen, sowohl männliche als weibliche da, welche, weil sie Pluralisten gewesen, von vielen Concurrenten in Anspruch genommen wurden, von welchen Jeder im Stande war, ein wirkliches Pulsiren hervorzubringen.

Man theilte mir mit, daß Jemand eine Methode erfunden hatte, durch welche diese Herzen die verlorene Liebe wiedergeben können, und da die Frau, welche ich begleitete, das Herz ihres Gatten gefunden hatte, so erklärte ich ihr die Erfindung, welche sie später mit vollkommenem Erfolge in Anwendung gebracht hat. Nach der ihr gegebenen Anleitung löste sie das Herz in einer gewissen Flüssigkeit auf, verwahrte diese Auflösung in einer Flasche und mischte eine kleine Quantität davon jedem Getränk bei, welches ihr Gemahl zu sich nahm.

Die Wirkung war die, daß er nach dem ersten Tranke ein rückkehrendes Gefühl der Zärtlichkeit verrieth, welches immer mehr zunahm, je mehr er trank, und als er das ganze Herz getrunken, hatte er alle seine frühere Zuneigung wieder gewonnen.

6.

Als ich jenes Gebäude verlassen hatte, gelangte ich bald darauf an ein anderes, welches grundlose Befürchtungen enthielt.

Ich trat hinein und fand, wie in vielen andern, ein geräumiges Zimmer, welches mit Flaschen angefüllt war, die die Befürchtungen enthielten, von welchen die Menschen ohne Noth gequält worden sind.

Als ich die Aufschriften auf diesen Flaschen studirte, erschienen mir die Befürchtungen der Menschen kaum weniger überspannt und abenteuerlich, als ihre Hoffnungen, und es schien mir, als ob die schlimmsten Unglücksfälle des Lebens diejenigen wären, welche niemals eintreten. Viele Sittenlehrer haben die Verborgtheit der Zukunft als eine sehr sinnreiche Erfindung gegen bevorstehende Uebel gepriesen; da wir aber so sehr von Uebeln gequält werden, die niemals eintreten, so

halte ich diese Unbekanntschaft für eine sehr unvollkommene Sicherheit.

Ich vertrieb mir die Zeit mit dem Lesen der Schrecknisse, mit welchen diese Flaschen angefüllt sind. Jeder Lusthauch erfüllt sie mit Befürchtungen für die, welche zur See sind, und ich war überrascht, zu bemerken, wie viel Leute es giebt, welche bei einem Gewittersturm am Lande vollkommen überzeugt sind, daß der Blitz ihre Person vor jedem andern Gegenstande wählen wird, auf den er herniederfahren könnte. Eine Menge Menschen, die von einer geringfügigen Krankheit befallen worden, haben alle Schrecknisse des herannahenden Todes erduldet. Ich wußte früher nicht, wie viele es giebt, welche die Vorsicht gebrauchen, stets in Unruhe zu schweben und so ängstlich sind, daß ihnen die Freuden des Lebens ganz verloren gehen.

Eine Abtheilung dieses Zimmers ist den öffentlichen Befürchtungen zugetheilt, welche in großen Urnen aufbewahrt werden. Es sind dies die Befürchtungen, welche sich von Zeit zu Zeit eines großen Theils der Nation bemächtigt haben. In der Art dieser Befürchtungen existirt eine große Mannigfaltigkeit. Einmal sind plötzlich eine kleine Anzahl Leute überzeugt, daß die ganze übrige Nation wie auf Verabredung in einem und demselben Augenblicke wahnsinnig geworden und sie nur allein im Besitze der Vernunft geblieben sind. U-

tes, was sie sehen, deutet auf einen allgemeinen Ausbruch von Tollheit hin, und die Erwartung dieses Ereignisses verursacht ihnen die furchtbarste Qual. Zuweilen fürchten Diejenigen, welche es mit der Religion gutmeinen, daß das Volk zu einer festgesetzten Zeit plötzlich nicht mehr an das Christenthum glauben und es abschaffen werde. Zuweilen wird wiederum der gesammte Bauernstand von der Befürchtung ergriffen, daß der Reichstag auf Antrieb eines schlechten Ministers ein Gesetz zu erlassen beabsichtigt, durch welches zum offenbaren Nachtheil des Ackerbaues das Pflügen und Säen verboten wird.

Diese epidemischen Befürchtungen sind in den verschiedenen Staaten so häufig, daß Jeder sich einer großen Anzahl erinnern wird. Zuweilen scheinen sie von selbst in ein Land einzudringen und ein ander Mal werden sie durch die Erfindung und den Fleiß gewisser Staatsmänner hervorgerufen, denn eine einzige dieser Befürchtungen hat oft die Macht, ein Ministerium zu stürzen oder zu halten, so daß die große Staatsweisheit in manchen Ländern in der Geschicklichkeit besteht, die öffentlichen Befürchtungen zu dirigiren und nach Befinden zu beschwichtigen.

Während ich die Namen dieser entschwundenen Störungen las, drang ein furchtbarer Lärm in das Zimmer, der wie der plötzliche, aber unaufhörlich wie-



derholte Ruf einer ungeheuern Menschenmenge klang. Ich fand, daß sie eine so eben von der Erde angekommene öffentliche Befürchtung war, und der Aufseher des Zimmers beeilte sich, sie festzunehmen. Er brachte eine Urne, deren Größe er nach dem Gehör bemessen, und lockte den Lärm durch ein ähnliches Verfahren hinein, wie man einen Bienenschwarm in einen Korb lockt. Dieser Lärm war die Wiederholung eines einzigen Wortes durch Tausende von Stimmen. Welches Wort dies war, werde ich nicht verrathen, denn da diese Befürchtung noch in der letzten Zeit sehr vorgeherrscht hat, so würden viele vortreffliche Leute, wenn sie die Verfestigung dieser Plage nach dem Monde erfahren, über die unglückliche Sicherheit, die wir jetzt genießen, sehr bekümmert sein.

Es ist möglich, daß ein geschickter Staatsmann diese Urnen in seinem Dienste verwendet, indem er je nach Zeit und Umständen irgend eine passend gewählte Befürchtung herauslasse. Ich bin nicht im Stande zu sagen, ob sie auch das zweite Mal anschlagen, oder ob sie vielmehr sofort wieder als schon ein Mal verbraucht auf den Mond zurückkehren würde, aber ich glaube, das Experiment verdiente von irgend einem Ministerium, welches Hilfe bedarf, einmal versucht zu werden. Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß bei der Auswahl dieser Befürchtung mit großer Sorgfalt zu

Werke gegangen werden müßte, damit sie sich nicht gegen ihre Befreier selbst kehre.

Zunächst trat ich in ein Gebäude, in welchem sich die nutzlosen Projecte der europäischen Denker befanden und verbrachte einige Zeit mit der nähern Prüfung dieser Unternehmungen, welche sich auf Politik, Moral, Religion, Mechanik und Chemie bezogen. Diese Sammlung ist in der neuern Zeit durch eine Menge Beiträge bereichert worden. Viele vortreffliche Projecte des gegenwärtigen Zeitalters zum Wohle verschiedener Staaten Europa's und der übrigen Welt werden hier auf ehrenvolle Weise aufbewahrt. Ich sah hier zahlreiche Projecte, alle Menschen moralisch gut zu machen; jede Tugend war in Folge einer besonderen Vorrichtung sehr leicht zu üben, und diese Projecte schienen ganz leicht auszuführen, da zu ihrem Gelingen weiter nichts nöthig war, als die allgemeine Zustimmung der Menschheit, sie zu befolgen. Ich fand hier Pläne zur Abschaffung aller Gesetze und Ausrottung der Verbrechen durch ein allgemeines Gelübde der Menschheit zu Gunsten der Tugend, zur Verhinderung der Uebervölkerung, zur Abschaffung des Krieges in der ganzen Welt, zur Bekehrung aller Nationen zur wahren Religion Dessen, der das Project entworfen.

Unter allen edlen Plänen, die ich hier sah, bewunderte ich am meisten die, welche sich nicht mit

der Verbesserung des eigenen Staates begnügten, sondern auf das Wohl der ganzen Welt abzweckten, wie zum Beispiel der zuletzt erwähnte Plan, alle Einwohner der Erde zu einer einzigen Religion zu bekehren. Die Mittel, durch welche ein so großes Werk zu Stande gebracht werden soll, waren weiter nicht beschrieben, der Erfinder dieser Einmüthigkeit aber hatte ein so untrügliches Project aufgestellt, daß er zur Ausbreitung der Wahrheit über die Erde nichts bedurfte, als ein Dampfschiff, und sich anheischig machte, mittelst einiger Tonnen Kohlen die ganze Menschheit zu überzeugen.

Ich sah auch noch viele andere, besonders französische und englische Pläne zum Wohle entfernter Nationen, so daß kein Volk der Erde lasterhaft, unwissend oder unterdrückt bleiben sollte. Als ich diese weitausehenden Pläne näher in's Auge faßte, schien es mir, als habe sich in der neuern Zeit Nichts so verbessert, als die Tugend der Menschenliebe. Früher begnügten sich die Menschen damit, der Noth abzuhelpen, welche sie sahen und hörten, aber jetzt giebt es, besonders in England, eine ungewöhnlich große Anzahl Menschen, welche sich mit den Leiden entfernter Nationen befassen und alles Unglück auf der andern Seite des Erdballs als ihr eigenes betrachten. Es ist eine bekannte Sache, wie viele Personen aller Stände in England unter den Hieben zusammenzuckten, welche die Neger in Westin-

dien erhielten. Andere konnten sich nicht zufrieden geben, so lange Griechenland unter der Herrschaft der Türkei war, und eine Partei, die sich weder um Griechenland noch um die Türkei bekümmerte, betrachtete sich als die unglücklichsten Menschen, weil in Indien sich zuweilen Witwen bei dem Begräbnisse ihrer Ehemänner verbrannten. Wie würde einer der Sittenlehrer des Alterthums das Entsetzen bewundern, welches in England durch die Verbrennung einer alten Witwe im Orient hervorgerufen wurde.

Es ist bemerkenswerth, daß Jeder, der von diesem entfernten Mitleiden richtig begeistert ist, es verachtet, in seinem eigenen Lande sich wohlthätig zu zeigen und jene oberflächliche Menschenliebe verachtet, welche uns treibt, für die Bedürfnisse Derer zu sorgen, welche sich in unserer unmittelbaren Umgebung befinden. Er kann nur in der Ferne Mitleiden empfinden und zwar im Verhältniß zu der Anzahl der Meilen, welche zwischen ihm und dem Gegenstande seines Mitleids liegen. Er kann mit Standhaftigkeit die Entbehrung und den Mangel Derer sehen, welche in seiner Nähe leben, aber Schauer ergreift ihn, wenn er bedenkt, daß vielleicht in einer Entfernung von zweitausend Meilen ein Mensch hungert. Auf diese Weise beansprucht er einen Antheil an dem Elende jedes Menschen, sobald derselbe sich nur in einer gebührenden Entfernung

von ihm befindet — ein jenseits des atlantischen Meeres geführter Peitschenhieb läßt eine Spur auf seinem Rücken zurück — er wird mit dem Neger gepeitscht, mit dem Griechen zum Sklaven gemacht, und mit der indischen Witwe zu Asche verbrannt.

Ich war nun beinahe vierzehn Tage nach unserer  
Zeitrechnung, oder beinahe einen Tag nach der Zeitrech-  
nung des Mondes auf unserm Trabanten umhergewan-  
delt, denn ich kam des Morgens an und jetzt war der  
Tag beinahe zu Ende.

Ich habe bei Weitem nicht Alles erzählt, was ich  
sah, sondern blos einige der merkwürdigsten Plätze aus-  
gewählt, die ich besuchte; eben so wenig habe ich den  
Leser unterrichtet, auf welche Weise ich für meine eige-  
nen persönlichen Bedürfnisse sorgte, und hierin bin ich  
von der Praxis vieler Reisenden abgewichen, welche  
jede ihrer Mahlzeiten der Vergessenheit entreißen und  
niemals essen oder trinken, ohne es ausführlich zu er-  
wähnen; auch habe ich keine Beschreibung von den Be-  
wohnern des Mondes geliefert, weil dies von vielen  
andern Reisenden geschehen wird.

Als ich das Haus der Projecte verließ, ward mir gesagt, daß ich mich in der Nähe des Thals der verlorenen Zeit befände und ich eilte darauf zu, um zu sehen, was es daselbst gäbe, ehe es finster würde.

Ich stieg in das Thal hinab und fand mich auf einmal von den tönenden Schlägen unzähliger Uhren umringt. Diese Schläge wurden nicht durch einen sichtbaren Mechanismus hervorgebracht, sondern lebten in der Luft gleich den andern aufbewahrten Tönen. Es sind dies die Geister der verloren gegangenen Minuten und Stunden.

Es war merkwürdig, daß in diesem verworrenen Getöse jeder seine eigene Zeit erkannte und die Stunden unterscheiden konnte, die er verloren, als er sie schlagen hörte. Und dennoch wußte er selbst nicht, woran er sie erkannte; alle waren dem Klange nach gleich, nur ward er bei dem Schlage gewisser Stunden von der Ueberzeugung ergriffen, daß er seine Zeit hörte.

Es waren viele Personen in diesem Thale, und ich bemerkte, daß Einige von ihnen ihre verlorenen Stunden mit großer Gemüthsbewegung hörten. Sie wurden blaß, zitterten und wurden von dem vorwurfsvollen Tone ganz niedergebeugt. Auch konnte man unter diesen Klängen nicht bloß seine eigenen Zeitverluste erkennen, sondern man erfuhr auch, welcher besondern Stunde oder Minute seines vergangenen Lebens man zu-

hörte, was die innern Vorwürfe nur um so bitterer machte. Man hörte das Schlagen einer jeden Krisis, welche einen hätte retten, reich machen oder weiter bringen können. Bei Einigen dauerte die dadurch hervorgerufene Gemüthsbewegung ziemlich lange, Andere erholten sich sehr bald wieder.

Ich sah zwei oder drei mit dem Hute in der Hand ihrer Zeit nachlaufen, wie ein Knabe einen Schmetterling zu verfolgen pflegt. Die Stunden waren sehr flink und entwischten fortwährend durch unregelmäßiges Hin- und Herfliegen, und die Verfolgung ward lange vergeblich fortgesetzt. Endlich gelang es einem dieser Männer, einen Theil seiner Zeit, dem er mit großer Ausdauer nachgelaufen war, zu haschen. Da die Jagd dicht in meiner Nähe zu Ende ging, so hörte ich die erstickten Stunden unter seinem Hute schlagen. Da er in dem Saale der verlorenen guten Laune zugegen gewesen war, als ich gezeigt, wie man die Heiterkeit, die sich in der Flasche befand, wieder herausbringen könne, so hatte er eine hohe Meinung von meiner Geschicklichkeit und Erfindungsgabe gefaßt und bat mich daher dringend, ihm zu sagen, auf welche Weise er die jetzt unter seinem Hute befindliche Zeit noch zu dem Zwecke verwenden könne, zu welchem er sie früher hätte verwenden sollen. Er sagte mir, er sei ein Kaufmann aus Stockholm und in nicht



besonders guten Umständen, woran die falsche Anwendung der drei besondern Tage Schuld sei, die er jetzt unter dem Hute gefangen habe. Vor wenigen Jahren hatte er nämlich sich um eine reiche Witwe beworben, die ihm allerdings noch keine feste Zusage gegeben, von der er aber überzeugt war, daß sie bloß warte, bis die gebührende Zeit nach dem Tode ihres ersten Gemahls verlossen sein würde.

Aber diese Zuversicht war sein Verderb. Er war mit einigen Freunden drei Tage abwesend, und als er wieder zurückkehrte, fand er, daß die Dame diese Vernachlässigung so übel genommen hatte, daß sie seinen Platz bereits einem andern Candidaten eingeräumt, den sie auch bald darauf heirathete.

„Nun,“ fuhr er fort, „habe ich diese drei Tage wieder gehascht und hier sind sie, aber nun weiß ich nicht, wie ich sie meinem Zwecke gemäß verwenden soll. Indessen da Sie, mein Herr, einer Dame aus einer Flasche ihre verlorene gute Laune wieder verschaffen konnten, so können Sie mir vielleicht auch meine Witwe wieder unter diesem Hute hervorlangen.“

„Ich fürchte,“ sagte ich, „daß meine Geschicklichkeit für Ihren Fall nicht ausreicht, denn ich weiß nicht, wie das Geräusch unter Ihrem Hute auf irgend eine Weise die Witwe verhindern kann, sich verheirathet zu haben, wie Sie vorhin erzählten. Welchen Gebrauch

Sie auch aus diesen Tönen machen, so fürchte ich, daß die drei Tage immer falsch angewendet bleiben und die Witwe verloren ist. Mir scheint es, daß der einzige Weg, die verlorene Zeit wieder einzubringen, darin besteht, daß man von der noch übrigen einen bessern Gebrauch macht und ich rathe Ihnen daher, sich fleißig nach einer andern reichen Witwe umzusehen und wenn Sie eine gefunden haben, nicht zu vergessen, daß Sie nicht abermals drei entscheidende Tage versäumen dürfen.

„Dann bin ich also vergebens auf den Mond gekommen,“ sagte er, „und ich kann eben so gut diese drei Tage wieder fliegen lassen, nachdem ich mir so viel Mühe gegeben, sie zu fangen.“

„Nein,“ antwortete ich; „es fällt mir ein Mittel ein, durch welches sie vielleicht noch nutzbar gemacht werden können.“

„Worin besteht dasselbe?“ fragte er begierig.

„Sie können sie in eine Schachtel einschließen,“ sagte ich, „und sie immer bei sich führen, um sich dadurch an Ihre frühere Versäumnis zu erinnern und sich zur Wachsamkeit zu ermuntern, im Fall Ihnen wieder eine Witwe in den Wurf käme.“

Er schien dies für ein sehr unwirksames Mittel zur Wiedergutmachung seines früheren Versehens zu

halten, indessen nahm er doch mit unzufriedenem Gesichte seine drei Tage mit fort.

Ein andrer Mann, der ganz entsetzt bei dem Schlage seiner verlorenen Stunden dagesstanden hatte und hörte, was ich sagte, erklärte, er wolle dasselbe Mittel versuchen und seine falsch angewendete Zeit als Ermahnung zur Klugheit und zum Fleiße in der künftigen Zeit in einer Schachtel aufbewahren, und sofort machte er sich auf die Jagd.

Ich sah eine hübsche junge Frau eine Quantität Zeit verfolgen, die sie als eine werthvolle Gelegenheit zu betrachten schien. Dieselbe flog in der größten Geschwindigkeit hin und her; endlich aber da ich ihr im Wege stand, verwirrte sie sich in den Schößen meines Rockes; ich erfaßte sie, ehe sie entweichen konnte und überreichte sie ihr. Es war eine einzige Stunde; sie nahm sie mit Freuden an, ich konnte sie aber nicht bewegen, mir zu sagen, welchen Vortheil sie mit dieser Stunde verloren hatte.

Diese junge Frau und einige andere Personen verfolgten ihre Zeit sehr eifrig mit einem dunkeln Begriff von dem Nutzen derselben, wenn sie sie erhaschen würden, obschon sie nicht wußten, zu welchem speziellen Zwecke sie sie verwenden sollten. Die Wahrheit war, daß die Meisten von denen, welche das Schlagen ihrer eigenen Stunden hörten, durch diesen Klang förmlich betäubt wur-

den, so daß sie nicht im Stande waren, richtig zu denken und nur von dem Wunsche getrieben wurden, die Vergangenheit wieder einzubringen, ohne zu wissen wie.

Es war überhaupt unmöglich, in diesem Thale zu stehen und diese vielen verlorenen Stunden schlagen zu hören, ohne Kummer über den Verlust derselben zu empfinden. Ich überlegte, daß Zeit und Geld die Dinge sind, welche in unserer Welt am meisten gewünscht werden und dennoch die Menschen ihren Scharfsinn hauptsächlich dazu anwenden, allerlei Künste zur Verschwendung und Vergeudung beider zu erfinden. Eben so fiel mir auch auf, daß unter Allen Irthümern in dem Plane des menschlichen Seins der verderblichste der ist, daß der gegenwärtige Augenblick immer der plausibelste Moment unseres Lebens und im Stande ist, uns zu Allem zu überreden, was er will. Nach allgemeiner Uebereinkunft und Praxis ist die Gegenwart die Zeit der Ruhe und des Genusses, die Zukunft dagegen die Zeit der Enthaltbarkeit, des Entschlusses und unersättlichen Fleißes, und da der gegenwärtige Augenblick nur einer ist, während unserer zukünftigen Augenblicke durch den Segen der Vorsehung sehr viele sein können, so sind wir der Meinung, daß diese Eintheilung der Zeit sehr zum Vortheile des Fleißes und der Tugend sei und wir scheinen uns mit bewundernswürdiger Strenge zu behandeln, wenn wir keinen Theil des Le-

bens zu dem Vergnügen bestimmen, als den gegenwärtigen Augenblick; aber bei dieser Berechnung vergißt man in der Regel, daß das Leben aus gegenwärtigen Augenblicken zusammengesetzt ist. Der Vertrag ist indessen einmal geschlossen und das Vergnügen verlangt die Beobachtung desselben, indem es fortwährend den gegenwärtigen Augenblick in Anspruch nimmt, während Fleiß, Enthaltbarkeit und andere in den Vertrag eingeschlossenen Tugenden mit hilfloser Einfalt dastehen und warten, bis die Reihe an sie kommt.

Während ich mit diesen Gedanken beschäftigt war, hörte ich auf einmal das Schlagen meiner eigenen verlorenen Stunden, welches mich mit unbeschreiblichem Entsetzen erfüllte. Ich kannte jede einzelne Stunde, als ich sie hörte, und entsann mich der versäumten Gelegenheiten, welche ich schon längst aufgehört hatte, zu beklagen. Ich stand in der Ueberzeugung und Verzweiflung da, daß ich vergebens gelebt, und dachte eben so wenig daran, nach dem Grunde diese Unruhe und Ueberzeugung zu forschen, als wir in einem ängstlichen Traume zu thun pflegen.

Plötzlich ward ich von dem Wunsche ergriffen, das wieder zu gewinnen, was ich verloren. Ich machte mir Vorwürfe darüber, daß ich zum bloßen Zeitvertreiber im Mond umherwandelte, und beschloß ohne Ver-

zug zurückzukehren, um meine noch übrigen Stunden in strenger Mäßigkeit hinzubringen. Ich machte mich auch sofort auf den Weg und reisste mit möglichster Beschleunigung, ohne den Eindruck von dem Schlage meiner verlorenen Zeit eher verlieren zu können, als bis ich die Reise ziemlich vollendet hatte.

Endlich jedoch verließ mich die Illusion und ich war im Stande, die Zeit wieder als das frivole Spielwerk zu betrachten, für welches ich sie stets angesehen, ausgenommen unter der Täuschung jenes Thales. Denn wie gewissenhaft wir auch jeden Augenblick benutzen mögen, so ist doch der Schluß eines jeden Unternehmens wahrscheinlich der, daß wir nur Stoff zu fernerer Reue ansammeln. —

Ist es nicht eine große Thorheit, daß wir, die wir wissen, daß wir unsterbliche Wesen sind, uns immer so viel Sorge wegen Flüchtigkeit und Gebrauch der Zeit machen? Denn da wir einen solchen Vorrath wie die Ewigkeit vor uns haben, so ist es geradezu abgeschmackt, sparsam mit Wochen und Tagen umzugehen.

Ich bedaure, daß durch die so ganz grundlosen Schrecken meine Reisen im Monde auf eine so

übereilte Weise ihr Ende erreichten. Ich habe mir vorgenommen, in der Kürze unserm Trabanten einen neuen Besuch abzustatten und hoffe, daß derselbe zu interessanteren Ergebnissen führen wird, als der erste.

## Die unerschöpfliche Mappe.

„Na, Gott sei Dank, daß Sie glücklich wieder auf Erden angekommen sind,“ sagte Doktor F\*\*\*, als sein Freund mit dem Vorlesen seines astronomischen Reiseberichtes zu Ende war.

„Ja, ich bin selbst froh,“ sagte der Autor, „denn so groß der Reiz der Neuheit im Anfange auch ist, so wird man doch sehr bald an Alles gewöhnt — im Monde so gut wie auf Erden.“

„Deshalb ist wohl auch das, was Sie am Schlusse über eine bald zu unternehmende zweite Reise sagen, eine bloße façon de parler?“

„Das gerade nicht, denn wenn das Neue recht alt geworden ist, so wird es gewissermaßen wieder neu, und ich stehe nicht dafür, daß mich nicht früher oder später plötzlich wieder einmal die Reiselust ergreife.“



„Sehr gut,“ sagte Doktor F\*\*\*, „aber womit gedenken Sie mich zu unterhalten, ehe dieser in so weite Aussicht gestellte zweite Reisebericht erscheint?“

„D fürchten Sie nichts,“ entgegnete der Schriftsteller; „die Mappe eines fleißigen Autors ist unerschöpflich und Sie sehen, daß ich schon wieder etwas Neues zurechtgelegt habe.“

„Was ist dies?“

„Es sind die Reisen zweier höllischer Geister, die Sie ohne Zweifel viel interessanter finden werden als die meinigen.“

„Wohlan, lassen Sie hören.“

## Die zwei höllischen Geister.

### Erstes Gespräch.

Belphegor.

Ah, mein alter Freund Rachab! Wo bist Du denn so lange Jahrhunderte gewesen? Ich habe Dich ja seit dem Sündenfalle der Menschen nicht gesehen?

Rachab.

Ich habe seit dem Sündenfalle in den Bergwerken gearbeitet. Als unser Herr den Entschluß faßte, das Pandämonium zu bauen, beauftragte er mich unter Andern, Silber zu suchen, und ich habe von dieser Zeit an in der tiefsten Grube dieses entsetzlichen Weltkörpers gearbeitet, denn es ist immer Nachfrage nach diesem Metall gewesen. Endlich bin ich abgelöst worden und nun habe ich viel zu sehen und zu lernen, denn ich weiß nur sehr wenig von dem, was in der letzten

Zeit geschehen ist, weil in den Bergwerken eben nicht viel Neues erzählt wird. Von einigen neuen Arbeitern hörte ich einen unvollständigen Bericht über die Erschaffung der Menschen, aber ich wünsche diese neuen Geschöpfe zu sehen, denn ich höre, daß die ausschweifenden unter ihnen hierher gesendet werden.

Belphegor.

Du nennst sie neu, weil Du nicht bedenkst, wie lange Du in den Bergwerken begraben gewesen bist. Du wirst sie hier in hinreichender Anzahl finden, und wenn Du sie lieber bei ihren Lebzeiten zu sehen wünschest, so kannst Du vielleicht Erlaubniß erhalten, mich nach ihrer Welt zu begleiten, wohin ich sehr bald gehen werde.

Rachab.

Ich werde mich freuen, diese Gelegenheit zu benutzen. Und was machst Du denn jetzt? Ich habe bemerkt, daß Du herumgehst und mit großer Aufmerksamkeit den Boden untersuchst.

Belphegor.

Meine Aufgabe ist in der letzten Zeit die gewesen, das Pflaster in der Hölle in gutem, gangbarem Zustande zu erhalten.

Rachab.

Dann kannst Du mir sagen, woraus dieses Pflaster besteht. Ich habe noch niemals so etwas

gesehen. In den Bergwerken giebt es nichts dieser Art.

Belphegor.

Ich finde, daß Du sehr unwissend aus den Bergwerken kommst. Ich glaubte, alle Welt wüßte, daß die Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist.

Rachab.

Sind die guten Vorsätze hier in solcher Menge vorhanden?

Belphegor.

Ja wohl; es sind die Vorsätzer Derer, welche nach ihrem Tode hierher kommen.

Rachab.

Ich glaubte, bloß die Uebelthäter kämen zu uns herunter.

Belphegor.

Allerdings, aber diese sind in der Regel am besten mit guten Vorsätzen versehen.

Rachab.

Das scheint mir sonderbar.

Belphegor.

Du wirst es besser verstehen, wenn Du lebende Menschen gesehen hast.

Rachab.

Aber sage mir, wie erlangst Du diese guten Vorsätze? Denn da Du Aufseher über das Pflaster

bist, so ist es wahrscheinlich Deine Pflicht, sie zu sammeln.

Belphegor.

Jeder Mensch, der nach seinem Tode hierher kommt, bringt alle Gedanken und Thaten seines Lebens in einem großen Sack mit. An den Thoren der Hölle wird der Sack geöffnet, und wenn gute Thaten sich darunter befinden, so läßt man sie gehen; sie fliegen sofort in den Himmel, wo sie zum Gebrauch künftiger Menschen aufbewahrt werden. Seine schlechten Thaten nimmt er mit sich nach dem Plage, wo ihm sein Urtheil bekannt gemacht wird, und seine guten Vorsätze, die niemals zur Ausführung gekommen, werden, da sie weder Tugend noch Laster sind, auf einen Haufen geworfen und später zur Ausbesserung des Pflasters verwendet.

Rachab.

Sind diese Vorsätze denn dauerhaft? Oder worin besteht der besondere Vorzug eines solchen Pflasters? Es scheint mir dieses Material ein sonderbar gewähltes zu sein.

Belphegor.

Der Vorzug, den dieses Pflaster hat, besteht darin, daß dadurch die Schatten der Verdammten gequält werden; sie wandern fortwährend umher, und wenn einer von ihnen seine eigenen guten Absichten findet, so erinnert

er sich der Gelegenheiten zur Tugend, die er gehabt hat und er macht sich dann Vorwürfe über die Thorheit, solche gute Entschlüsse nicht ausgeführt zu haben.

Rachab.

Der Einfall ist nicht schlecht; aber wie entdeckt ein Mensch seine guten Vorsätze in diesem großen Raume?

Belphegor.

Siehst Du nicht die Inschriften darauf? Jeder Vorsatz trägt den Namen der Person, von welcher er gehegt ward. Sieh Dich um, und Du wirst hier und da Einen bemerken, welcher den Fußboden mit großer Aufmerksamkeit studirt. Diese Unglücklichen stehen Stunden und Tage lang da und denken über ihre tugendhaften Entschlüsse nach und beklagen die Schwäche, mit welcher sie denselben untreu geworden sind. Denn ungeachtet der Schmerzlichkeit solcher Betrachtungen liegt doch in diesen Gewissensbissen ein Zauber, der sie an den Platz fesselt.

Rachab.

Ich sehe eben einige Geschöpfe, welche das Pflaster aufmerksam betrachten; sind dies Menschen?

Belphegor.

Es sind die Schatten von Menschen.

Rachab.

Ich sehe, daß das Pflaster auch noch andere In-

Schriften hat außer den Namen Derer, welchen die Vorsätze angehörten.

Belphegor.

Auf jedem steht die besondere Tugend, zu deren Gunsten der Vorsatz gefaßt ward. Wenn Du herum gehst, so wirst Du sehen, daß der Boden mit Vorsätzen zur Mäßigkeit, Keuschheit und jeder andern Tugend in der Welt bedeckt ist. Du wirst auch bemerken, daß jeder Pflasterstein mit Linien bezeichnet ist, welche dazu dienen, die Zeit anzugeben, wie lange der gute Vorsatz gedauert hat.

Rachab.

Wenn die Zeit durch diese Linien dargestellt wird, so scheinen einige dieser guten Vorsätze nur kurze Zeit gelebt zu haben. Hier sehe ich zum Beispiel einen, der nur eine Minute gedauert hat.

Belphegor.

Eine Minute ist schon eine nicht allzu kurze Zeitdauer für ein so vergängliches Ding, wie ein guter Vorsatz ist. Du wirst viele finden, die in weit kürzerer Zeit schon wieder dem Nichts anheimgefallen sind.

Rachab.

Hier finde ich einen Vorsatz in weit größerer Anzahl wiederholt, als ich mir die Mühe nehmen will zu zählen. Es ist der Vorsatz, im Essen und Trinken

mäßig zu sein. Diese Person scheint wenigstens tausendmal ein mäßiger Mensch geworden zu sein.

Belphegor.

Ich habe den Mann gekannt, er starb am Schlagfluß, weil er zu viel getrunken. Du siehst, daß jeder seiner Vorsätze gerade vier Stunden gedauert hat, so daß er von dem Ende der einen Mahlzeit bis zum Beginn der andern mäßig war. Jede seiner Mahlzeiten endete mit dem festen Vorsatze, nie wieder auf diese Weise auszufschweifen, und sein letzter Vorsatz war der einzige, den er hielt, denn er starb, ehe er noch Zeit hatte, ihn zu brechen.

Rachab.

Haben denn die Menschen so oft die Absicht, etwas zu thun, ohne es wirklich in Ausführung zu bringen?

Belphegor.

Manche sind in den Zwischenzeiten ihrer Schwächen sehr entschlossen und ihr ganzes Leben lang tugendhaft, ausgenommen in dem Augenblicke, wo sie schwach sind.

Rachab.

Aber ich sollte meinen, diese fortgesetzte Strenge müßte die Genüsse eines Wollüstigen sehr schwächen. Schon der Versuch, tugendhaft zu sein, muß ihn stören, obschon nicht so sehr, als wenn er es wirklich ist.



## Belphegor.

Das nicht; ein Mensch, der in einer Reihe von Vergnügungen lebt, von welchen er weiß, daß sie ihn endlich in's Verderben stürzen werden, wird häufig durch Gewissensbisse heimgesucht, und um diese zu beschwichtigen, beschließt er, hinfort auf immer enthaltsam zu sein. Dies thut er nicht, um in Zukunft enthaltsam zu sein, sondern bloß, um sich für den Augenblick ganz der Freude hingeben zu können. Auf diese Weise fassen die Menschen tugendhafte Vorsätze, um sich ihrer Laster in Frieden erfreuen zu können.

## Rachab.

Daraus wird mir erklärlich, was Du vorhin sagtest, nämlich, daß die Lasterhaften gewöhnlich am besten mit guten Vorsätzen versehen sind. Hier sehe ich wieder einen Vorsatz, der in so vielen Exemplaren vorhanden ist, daß damit eine bedeutende Strafe hat gepflastert werden können. Wie ich sehe, ist es ein Vorsatz gegen Müßiggang.

## Belphegor.

Die Faulheit hat uns mehr Pflaster geliefert, als irgend ein anderer Fehler.

## Rachab.

Was soll diese Inschrift bedeuten: „Niemals die Gattin meines Freundes wieder zu besuchen.“

## Welphegor.

Es ist der Entschluß eines Mannes, welcher fand, daß er gegen die Gattin seines Freundes zu wohlwollend ward. So bald er diese Entdeckung machte, beschloß er, sie nicht mehr zu sehen, aber aus diesem edeln Vorsatz ward weiter nichts, als ein Pflasterstein. Du siehst, daß er sich dreimal zu dieser Selbstverläugnung entschlossen, denn wir sehen hier drei völlig gleichlautende Vorsätze. Ich entsinne mich des Falles noch vollkommen, denn ich befand mich damals auf Erden und war als Versucher bei demselben Manne angestellt. Hier ist der erste seiner Entschlüsse, diese schöne Frau nicht wieder zu sehen. Du siehst, daß er dabei mit großer Energie zu Werke gegangen ist, denn der Vorsatz hat sich volle fünf Tage erhalten. Während dieser Zeit bestand mein Geschäft darin, sein Gemüth von allen hinderlichen Gedanken — wie Gefahr der Entdeckung, Unglück und Ruin der Frau, Beleidigung und Entrüstung seines Freundes — zu reinigen. Diese Betrachtungen waren Anfangs sehr lästig, und kamen ebenso schnell wieder zurück, als ich sie vertrieb. Ich änderte daher meinen Plan, und ließ diese Gedanken ohne Widerspruch sich in ihm festsetzen, so daß er bald vollkommen sicher war, und sich so stark glaubte, daß er meinte, gänzlich Vermeiden des Wiedersehens werde nicht nöthig sein. Er entband sich daher selbst von

Die seine Welt von Gothenburg. IV.

dem langweiligen Vorsatze und sah die Dame wieder. Nachdem er eine Woche in ihrer Gesellschaft zugebracht, ward er von einem plötzlichen Schrecken ergriffen und faßte diesen zweiten Vorsatz, welcher, wie Du siehst, zwei Tage dauerte. Er begann nun zu fürchten, daß diese gewaltsame Enthaltung unerträglich sein werde, und meinte, das Beste für ihn werde sein, wenn er die Dame zuweilen, obschon selten sähe, und sich auf diese Weise ihres Umganges allmählig entwöhne. Noch besaß er Kraft genug zu einer dritten Selbstverbannung, und diesmal siehst Du, daß er ganze sechs Stunden fest blieb, worauf er sich ruhig in das ergab, was er einmal nicht verhindern konnte.

Rachab.

Aber ich verstehe das nicht recht. Du sprichst von einem Manne, der sich bemüht, das Haus seines Freundes zu verlassen, und dem es nicht gelingt. Wenn er fortgehen wollte, was hielt ihn davon ab? Hatte er nicht den Gebrauch seiner Glieder?

Belphegor.

Ja, aber er konnte sie nicht vermögen, ihn fortzutragen.

Rachab.

Das kann ich nicht begreifen; wenn ich zu fliegen wünsche, so weigern sich meine Flügel nicht, sich zu bewegen, und wenn ich gehen will, so bin ich nicht ge-

nöthigt, erst eine Anrede an meine Füße zu halten. Du sagst mir dagegen, daß ein Mensch zuweilen gegen seinen eigenen Willen still sitzt und seine eigenen Glieder nicht überreden kann, ihn dahin zu tragen, wohin er will.

#### Belphegor.

Ja, die menschliche Natur hat das Eigenthümliche, daß der Mensch nur eine sehr zweifelhafte Macht über sich selbst besitzt, und oft gegen seine eigenen Vorstellungen taub ist. Es gibt allerdings einige willensstarke Menschen, welche sich in vollständiger Unterwürfigkeit erhalten; die Mehrzahl aber behauptet eine nur sehr unsichere Herrschaft, und Viele haben nur sehr wenig Autorität über sich selbst, so daß die meisten Menschen ihr ganzes Leben lang das Eine thun und das Andere zu thun sich bemühen. Einige nehmen ihre Zuflucht zu allerhand Künsten und Verlockungen, um sich das zu verschaffen, was sie gethan zu sehen wünschen, und es ist merkwürdig, wie leicht sich der Mensch durch einen von ihm selbst ausgedachten Anschlag täuschen läßt. Es gibt nichts, was ihn mehr kränkt, als wenn er von anderen Menschen betrogen wird, während er sich durch sich selbst ohne Murren täuschen läßt. Gegen alle Anderen ist er scharfblickend und argwöhnisch, aber gegen sich selbst wunderbar leichtgläubig, ungeachtet der Erfahrung, die er in Bezug auf seine eigene Hinterlist

gemacht hat. Du wirst das Alles besser verstehen, wenn Du lebende Menschen gesehen hast.

Rachab.

Ich hoffe es, denn jetzt finde ich es sehr ungereimt. Hier, sehe ich, liegt ein sehr entschlossener Pflasterstein, denn sein Vorsatz ist, wie auf ihm zu lesen steht, „alle seine Laster nächstes Jahr abzulegen.“

Belphegor.

Von diesem Steine sind gerade dreißig Exemplare vorhanden. Der Mann begann in seinem vierzigsten Jahre gute Vorsätze zu fassen, und fuhr damit fort bis zu seinem siebzigsten, wo er starb.

Rachab.

Was sind denn das für Haufen, die ich an dem Thore liegen sehe?

Belphegor.

Es sind dies Haufen von tugendhaften Vorsätzen, die überall, wo das Pflaster einer Reparatur bedarf, verwendet werden. Ich habe mehrere Stellen gefunden, wo die Inschriften sich verwischt haben, und muß diese Stellen ausbessern lassen. Sobald die Steine unleserlich werden, müssen sie entfernt werden, weil sie dann nicht mehr im Stande sind, Gewissensbisse zu erregen.

Rachab.

Weshalb werden jetzt die Thore geöffnet?

## Belphegor.

Um einige Leute einzulassen, die kürzlich gestorben und von der Erde hierher gesendet worden sind. Du wirst bemerken, daß Jeder von ihnen einen Sack trägt. Wir wollen hingehen und sehen, welchen neuen Zuwachs unser Pflastermaterial dadurch erhält. Ich besinne mich auf diese Menschen, denn ich habe sie während meines letzten Besuchs auf der Erde kennen gelernt. Der erste war ein Geizhals; sein Sack ist ganz voll, aber ich glaube, es sind mehr Laster, als gute Vorsätze darin. Schütte seinen Sack aus. Sieh, auch nicht ein einziger Pflasterstein ist darin; der Glende hat niemals auch nur die Absicht gehabt, gut zu sein. Laß uns sehen, von welcher Art seine Fehler sind. Er hat seine Verwandten in der Noth ohne Unterstützung gelassen; er hat seine Freunde betrogen, ist grausam gegen seine Kinder gewesen und noch vieles Andere, und alles Dies ohne so viel Tugend als einen Pflasterstein ausmacht. Mach' seinen Sack wieder zu. Der Nächste war ein flotter Verschwender; welch' ein Hagel von tugendhaften Plänen kommt aus seinem Sack! Er hat eben so viele gute Absichten, als lasterhafte Gewohnheiten und wird eine bedeutende Strecke pflastern. Er wäre ein vortrefflicher Mann geworden, wenn er hätte dazu kommen können. Der Dritte war ein egoistischer tyrannischer Glender; er wird uns nichts liefern; doch

ja, da ist ein Stück Pflaster — ich hätte das nicht von ihm erwartet. Was mag es sein? „Der Vorsatz, einem armen Pächter den Zins zu erlassen.“ Dies, glaube ich, war seine einzige Annäherung an die Tugend, und er wollte nicht durch Ausführung seines Vorsatzes die Einformigkeit seines Lebens unterbrechen.

Ich muß Dich jetzt verlassen, denn ich habe noch andere Geschäfte, aber bald werde ich bereit sein zu meiner Reise nach der Welt, wo diese Geschöpfe leben, und ich will um Erlaubniß bitten, Dich als meinen Begleiter mitnehmen zu dürfen. Wenn Du ein geschickter Versucher wirst, so wirst Du unter den Menschen häufig Beschäftigung erhalten und ihre Welt weit angenehmer finden, als diese hier. Ich rathe Dir daher, diese Kunst mit allem Fleiße zu studiren, und ich will Dich Alles lehren, was ich davon weiß. Ehe ich mich zur Abreise fertig mache, kannst Du Deine Zeit nicht besser anwenden, als wenn Du Dich mit den Schatten hier unterhältst.

Rachab.

Ich folge Deinem Rathe und bitte Dich, mir die Erlaubniß, von der Du sprachst, auszuwickeln.“

## Zweites Gespräch.

Belphegor.

Nun, Rachab, bist Du bereit, Dich auf die Reise zu machen?

Rachab.

Hast Du Erlaubniß für mich erlangt?

Belphegor.

Ja; ich schilderte Dich als einen scharfsinnigen Geist, von dem sich hoffen ließe, daß er durch die Praxis ein vollendeter Versucher werde. Du mußt Dich bemühen, mein Lob zu rechtfertigen, sonst falle ich in Ungnade.

Rachab.

Ich werde mir alle mögliche Mühe geben, schon damit ich nicht etwa wieder in die Bergwerke zurückge-



schießt werde. Ich habe mich, wie Du mir riethest, mit den Todten unterhalten, aber es ist mir nicht gelungen, einen klaren Einblick in die Natur des Menschen zu erlangen. Ich habe erfahren, daß das menschliche Leben elend ist und daß kein Mensch die Welt, in der er so elend gewesen ist, ohne bittere Reue verlassen kann. Ich habe auch entdeckt, daß die Menschen die Urheber ihres eigenen Unglücks sind; daß sie nicht aus Nothwendigkeit unglücklich sind, sondern aus freier Wahl. Der erste Wunsch des Menschen ist, glücklich zu sein; die Macht, glücklich zu sein, ist ihm gegeben und dennoch zieht er vor, unglücklich zu sein. Die Bergwerksarbeit hat vielleicht meine geistigen Fähigkeiten etwas abgestumpft, aber diese Dinge scheinen mir sehr schwierige Studien zu sein.

Belphegor.

Die Menschen sind allerdings voll von Widersprüchen, aber dennoch können sie verstanden werden. Komm, wir wollen uns auf den Weg machen; ich habe den schriftlichen Befehl, daß das Thor uns geöffnet werde.

Rachab.

Was hast Du in diesem Sacke?

Belphegor.

Eine neue Krankheit, als Geschenk für die Menschen. Du wirst sehen, daß ich sie austheile. Ich

gehe selten auf die Erde hinunter, ohne ein solches Angebinde mitzunehmen. Doch komm, das Thor ist geöffnet; wir müssen uns dicht an den Rand stellen und dann in den Abgrund hinauspringen.

Rachab.

Wie finster es ist! Wie sollen wir uns zurecht finden?

Belphegor.

Ich kenne den Weg sehr wohl; Du brauchst Dich nur dicht hinter mir zu halten. Nun springe; — sehr gut! Schlage die Flügel tüchtig und schieße gerade aufwärts.

Rachab.

Aber was ist aufwärts? Ich weiß in diesem schwarzen Abgrunde weder was abwärts noch was aufwärts ist. Es ist Alles einerlei.

Belphegor.

Halte Dich dicht an mich.

Rachab.

Aber wie soll ich Dich sehen?

Belphegor.

Du mußt mir nach dem Geräusch meiner Flügel folgen.

Rachab.

Belphegor! Belphegor!

Belphegor.

Was ist Dir?

Rachab.

Ich hatte Dich verloren; ich bitte Dich, fliege nicht so schnell. Noch niemals ward mir das Fliegen so sauer.

Belphegor.

Du befindest Dich noch innerhalb des Bereichs der Anziehungskraft der Hölle, welche uns zurückzieht. Bald werden wir uns außerhalb dieses Einflusses befinden und dann wirst Du ohne Ermüdung fliegen. Na, fliegst Du nicht jetzt schon mit größerer Leichtigkeit?

Rachab.

Ja, aber ich bin es überdrüssig, mich immer so im Finstern zu befinden.

Belphegor.

Du mußt Ausdauer lernen, wenn Du ein Bersucher werden willst. Aber siehst Du nicht einen Lichtschimmer vor uns?

Rachab.

Es ist mir wirklich so.

Belphegor.

Jetzt sieh genauer hin, es ist ein Stern.

Rachab.

Was ist ein Stern? In unsern Bergwerken

gibt es keine und deshalb weiß ich nicht, was das ist. —

Belphegor.

Du wirst ihre Beschaffenheit kennen lernen, sobald wir unter sie gelangen. Wir richten unsern Flug nach dem, welchen Du siehst.

Rachab.

Welch eine schöne Lichtkugel ist er geworden!

Belphegor.

Mehrere Welten drehen sich um ihn in verschiedenen Entfernungen, und nach einer derselben fliegen wir.

Rachab.

Nimm Dich in Acht, Belphegor; siehst Du, was da kommt? Eine große Welt kommt auf uns zugeflürzt. —

Belphegor.

Fürchte Dich nicht; sie wird uns keinen Schaden thun. Dies ist der Planet, welcher am weitesten davon entfernt ist. Er wird von sechs kleinen Kugeln begleitet, welche sehr niedlich sich um die große herum bewegen.

Rachab.

Allerdings sehr hübsch, aber ich möchte ihnen nicht gern in den Weg kommen.

Belphegor.

Fliege nur immer gerade aus und vertraue meiner Führung.

Rachab.

Hier kommt wieder eine seltsame Welt, mit einem Ringe oder Reifen und sieben kleinen Kugeln. —

Belphegor.

Dies ist wieder einer der am weitesten entfernten Planeten und dort siehst Du wieder einen mit vier Begleitern. Doch da ist unsere Welt; bald werden wir sie erreicht haben.

Rachab.

Es sind deren zwei.

Belphegor.

Ja, die größere ist es, die wir besuchen wollen.

Rachab.

Sie wird immer größer, so wie wir uns nähern; aber ganz gewiß werden wir uns an ihr zerschmettern.

Belphegor.

Fliege nur ohne Furcht weiter. Siehst Du, da haben wir schon, ohne irgend einen Schaden zu nehmen, den Boden erreicht.

Rachab.

Welch eine kühle, angenehme Welt!

Belphegor.

Wir müssen noch ein wenig weiter fliegen. Dies hier ist Asien; aber Europa ist der Erdtheil, den wir besuchen sollen.

Rachab.

Sind Deine Berrichtungen nur auf ein besonderes Land beschränkt?

Belphegor.

Es ist am besten, wenn jeder Versucher sich auf ein Land beschränkt, damit er den Charakter des Volks kennen und ihn auf die passendste Weise in Versuchung führen lerne. Ich bin zuerst hier in Indien gelandet, weil ich hier ein kleines Geschäft zu besorgen habe. —

Rachab.

Deffnest Du Deinen Sack, um die Segnung auszuschütten, von welcher Du mir sagtest?

Belphegor.

Ja, Du siehst diese kleine blaue Kugel; es ist eine neue Krankheit von meiner eigenen Erfindung, die sehr berühmt werden und den Namen Cholera Morbus erhalten wird. Diese kleine Kugel wird Menschen mitten in ihren Sünden überraschen und sie zu Tausenden zu uns herabsenden. Ich habe dieses Land gewählt, um meine Krankheit darin loszulassen, weil das Klima hier ihrer ersten Entwicklung günstig ist. Ich

habe sie auf den Boden gelegt und Du siehst, daß sie unter der Einwirkung der freien Luft sich in einen Dampf zu verwandeln beginnt. Die ganze Kugel ist jetzt verschwunden und Du siehst, wie der Dunst langsam vom Winde dahingetrieben wird. Laß unserm Meuchelmörder folgen und seinen ersten Erfolg mit ansehen; er geht stracks auf jenes Dorf zu. Er begegnet einem starken, gesunden Manne — sieh! dieser ist das erste Opfer; der Dampf hat ihn umringelt wie eine Schlange.

Rachab.

Er ist niedergestürzt.

Belphegor.

Du siehst, welche Schmerzen er leidet.

Rachab.

Schon sind wieder Zwei gefallen.

Belphegor.

Und die blaue Wolke beginnt, sich immer weiter auszubreiten. Meine Medicin war gut gemischt; dieser Dunst bedarf meiner fernern Leitung nicht mehr und wir können daher unsern Flug weiter fortsetzen. Diese Krankheit wird unter den Menschen unzählige Conjecturen hervorrufen, und viele scharfsinnige Hypothesen werden über ihren Ursprung aufgestellt werden. Ich glaube aber, die menschliche Wissenschaft wird

nicht entdecken, daß ich diese neue Plage der Erde aus meinem Sacke herausgelassen habe.

Rachab.

Hast Du der Welt schon viele solche Geschenke gemacht?

Belphegor.

Ja; vor ziemlich langer Zeit schon brachte ich ihr ebenfalls eine kräftige Krankheit, welche den Namen der „Pest“ erhielt. Nachdem sie Millionen hingewürgt, ist sie immer noch so lebhaft als erst. Aber Krankheiten sind nicht die einzigen Segnungen, welche aus diesem Sacke ausgetheilt werden. Nicht lange nach der Erschaffung der Welt mischte ich mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit eine Täuschung und brachte sie in meinem Sacke aus der Unterwelt herauf. Man nennt sie „Religionseifer“, und sie ist unheilvoller und verderblicher gewesen als die Pest. Sobald ich bemerkte, daß sie anschlug, mischte ich ihre Hauptingredienzien mit noch einigen andern Kräutern und verfertigte auf diese Weise eine zweite vortreffliche Täuschung, welche „Parteigeist“ heißt. Es giebt kaum ein Land in der Welt, welches nicht von Weidern heimgesucht worden wäre. Doch komm; wenn Deine Flügel genug ausgeruhet haben, so wollen wir wieder weiter.

Rachab.

Ich bin bereit.



## Belphegor.

Wir wollen uns blos bis zu einer mäßigen Höhe erheben, damit Du die Erde und ihre Bewohner sehen kannst. Der Anblick wird Dir Vergnügen machen, da Du jetzt nicht mehr fürchtest, daß die Welten gegen uns anrennen.

## Nachab.

Wie schön es ist! Ich bemerke, daß die Menschen hier dieselbe Gestalt haben, als wenn sie herunter zu uns kommen, nur daß sie viel gesünder und heiterer aussehen. Aber, was für ein Theil der Welt ist es, über welchen wir jetzt fliegen?

## Belphegor.

Ich habe Dir schon gesagt, daß es Asien ist.

## Nachab.

Dann giebt es zwei große Städte, die ich gern sehen möchte, Ninive und Babylon; denn ich hörte Sardanapal und Nebukadnezar darüber sprechen und Jeder behauptete, seine Stadt sei die schönste.

## Belphegor.

Du bist in der Geschichte des Orients eben nicht sehr bewandert. Wenn Du die Städte sehen willst, von welchen Du sprichst, so kommst Du um einige tausend Jahre zu spät; nicht eine Spur ist mehr von ihnen vorhanden. Siehst Du dort jenen Mann in der Wüste sitzen und zeichnen, während seine Diener

Schlafen und seine Kameele sich niedergelegt haben. Er ist ein englischer Reisender und nimmt jetzt eine Skizze von Babylon auf.

#### Rachab.

Aber wie kann er eine Stadt zeichnen, die nicht mehr da ist? Er muß ein großer Künstler sein. Ich sehe an der Stelle, auf welche er seine Augen gerichtet hält, nichts als die Wüste.

#### Belphegor.

Er sitzt wenigstens zweihundert Meilen von dem Plage, wo jene Stadt wirklich stand; weil er aber hier ein paar Steine gefunden hat, so zeichnet er dieselben als Babylon und ist fest entschlossen, daß Niemand ihm abstreiten soll, daß er diese berühmte Stadt wirklich gesehen. Wenn er nach Hause zurückkommt, wird er ein großes Buch schreiben, in welches dieses Bild und viele andere eben so authentisch mit eingestekt werden, und seine Landsleute werden sich freuen, auf diese Weise einen Begriff davon zu bekommen, wie das alte Babylon ausgesehen hat. Er könnte eben so gut den Werth seines Werkes durch ein Bildniß Belsazars vermehren. Indessen, diese Steine repräsentiren Babylon eben so gut, als wenn es wirklich Bruchstücke von der großen Mauer wären. Sieh, dort, wohin ich zeige, ist auch eine große berühmte Stadt.

Die feine Welt von Gothenburg. IV.

Rachab.

Über, kann ich sie sehen? oder befindet sie sich in demselben Zustande, wie Babylon?

Belphegor.

Nein, sie ist wirklich zu sehen; es ist Constantinopel. —

Rachab.

Was! die Stadt des Mörders Constantin, den wir bei uns unten haben?

Belphegor.

Ja, der Kaiser, der von so vielen Bischöfen begleitet ist, die sich fortwährend wundern, warum sie nicht im Himmel sind.

Rachab.

Ist dies das Meer, welches im Sonnenschein unter uns zittert? Ich habe gehört, daß die Erde in Wasser und Land eingetheilt wird.

Belphegor.

Ja, zur Linken siehst Du einen Fluß, der sich in mehreren Mündungen hineiner gießt; dort ist Egypten, das Land der Pharaonen und Ptolomäer, von welchen Du vielleicht einige kennen gelernt hast. Auf dem Meere siehst Du mehrere Schiffe von Menschen angefüllt. Die meisten von denen jetzt unter uns sind aus England. Das Volk dieses Landes wandert fortwährend auf dem Erdballe herum. Dort siehst

Du auf der Mitte von Afrika zwei Engländer — jene zwei Weißen von Schwarzen umringt. Es sind dies englische Reisende, welche, während sie doch zu Hause jede Bequemlichkeit haben, sich lieber im größten Elende und unter den drückendsten Entbehrungen in den Wüsten von Afrika herumtreiben.

Rachab.

Ich habe schon bei uns unten viel von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens gehört, aber gleichsam, als ob noch Mangel an Leiden vorhanden wäre, scheinen die Menschen den Schmerz mit dem größten Fleiße aufzusuchen, und klagen dann, wenn sie ihn wirklich finden, über ihr grausames Schicksal. Sie wandern freiwillig in Wüsten umher und beklagen sich dann, daß sie ihre häusliche Bequemlichkeit entbehren müssen.

Belphegor.

Ein großer Theil der Menschheit giebt sich dieselbe Mühe, elend zu sein, wie diese Reisenden.

Rachab.

Suchen sie auch Babylon in diesem brennenden Sande?

Belphegor.

Nein, obschon eine afrikanische Wüste ein eben so gutes Babylon wäre, als eine asiatische. Diese Reisenden verfolgen einen andern Zweck. Es giebt

einen afrikanischen Fluß, von welchem die Engländer den Ursprung wissen, aber noch nicht entdeckt haben, wo er in das Meer fließt, und Du mußt wissen, daß die Engländer es nicht ertragen können, wenn sie den Anfang eines Flusses wissen und nicht sein Ende. Diese zwei entschlossenen Leute setzen sich daher den größten Gefahren und Drangsalen aus, um beide Enden des Flusses kennen zu lernen und wenn sie ihn wirklich bis zu der Stelle verfolgen können, wo er sich in das Meer ergießt, und ihn wirklich auf frischer That ertappen, so werden sie wieder nach Hause zurückkehren, um es ihren Landsleuten zu sagen, die über diese Nachricht vor Freuden außer sich sein werden. Doch nun müssen wir unsern Flug rechts wenden, denn ich bin von der eigentlichen Richtung abgewichen, um Dir einen Ueberblick über die Erde zu geben. Jetzt ist Europa unter uns.

Rachab.

Ich sehe eine große Menge Menschen hin- und herlaufen und dicken Rauch von ihnen aufsteigen.

Belphegor.

Dies ist eine Schlacht, in welcher große Haufen Menschen auf einander losgehen, um Andere zu tödten und selbst getödtet zu werden. Wahrscheinlich werden durch dieses Treffen viele tausend zu uns hinunter befördert.

R a c h a b.

Und warum sind sie gezwungen, einander in so großer Anzahl umzubringen?

Belphegor.

Es ist kein Zwang dazu da; alle diese Menschen hätten zu Hause und am Leben bleiben können.

R a c h a b.

Warum haben wir diesen weiten Flug unternommen, um das Glück der Menschen zu zerstören? Sie scheinen selbst so fest entschlossen, elend zu sein, daß ich glaube, es bedarf unserer Künste durchaus nicht.

Belphegor.

Wenn Du die Menschen besser kennst, so wirst Du Gelegenheit genug finden, Deinen Scharfſinn an ihnen zu üben. Es giebt allerdings viele, welche sich ohne unsere Beihilfe sehr eifrig selbst ruiniren; andere warten nur auf einen Wink von uns; aber es giebt auch welche, die so verstockt sind, daß unsere ganze Geschicklichkeit nöthig ist, um sie in unser Netz zu locken. Doch, da haben wir England erreicht, und die große Stadt unter uns ist London. Wir wollen ein wenig die Runde darüber machen, damit Du Dir einen deutlichen Begriff davon machen kannst. Die Straßen sind voll von unsern Opfern.

Rachab.

Zu welchem Zwecke eilen diese Menschenhaufen fortwährend hin und her?

Belphegor.

Jeder von ihnen hat einen besondern Zweck im Auge; viele besorgen ihr Geschäft und gleichzeitig das unsrige. Geld ist das Hauptziel aller Derer, welche Du in dem jetzt unter uns befindlichen Stadttheil erblickst.

Rachab.

Ich habe in meinen Gesprächen mit den Todten oft das Geld erwähnen hören; ich bitte Dich, zeige es mir, denn ich weiß nicht was es ist.

Belphegor.

Du wirst hier und da sehen, wie ein Mensch dem andern ein kleines glänzendes Ding giebt — das ist Geld.

Rachab.

Das wäre das berühmte Ding, wovon ich so viel gehört? Man hat mir gesagt, das Geld sei eins der mächtigsten Wesen, welches das Weltall beherrsche und so hinterlistig wie der Satan selbst; seine Beredsamkeit sei unwiderstehlich; es stehe mit uns im Bunde und sei der mächtigste Allirte, den wir haben; er begehe unzählige Verbrechen und mache die Rechtschaffenheit

der Männer und die Sittsamkeit der Frauen zu Schanden.

Belphegor.

Dann hast Du nicht mehr Lob gehört, als es wirklich verdient. Dieses glänzende Metall kann Alles thun, was Du eben gesagt hast und noch viel mehr; Du wirst bald von seinen Künsten Kenntniß erlangen. Wir wollen jedoch vor allen Dingen nach einem andern Theile der Stadt fliegen und uns dann niederlassen, um eine Person ausfindig zu machen, an welcher Du Deine erste Lection in der Versuchung erproben kannst.

Rachab.

Ganz gewiß werden aber die, welche uns sehen, wissen, daß wir böse Geister sind und sich vor unseren Anschlägen hüten. Wie wollen wir sie überreden, daß wir das nicht sind, was wir scheinen?

Belphegor.

Was! Glaubst Du, wir werden uns schwarz wie wir sind, dem Sterblichen zeigen, den wir versuchen wollen und ihm versichern, daß, obschon der Schein gegen uns ist, wir nicht wirkliche Teufel seien, sondern Menschen wie er, und daß wir, obschon wir anscheinend Hörner und Flügel besitzen, dennoch dieselbe Gestalt haben wie andere Sterbliche? Dies, glaube ich, wäre nicht sehr plausibel. Aber weißt Du nicht, daß



kein menschliches Wesen uns sehen oder sprechen hören kann?

Rachab.

Wie können wir dann in Verkehre mit ihnen treten?

Belphegor.

Das will ich Dir bald zeigen. Laß uns in dieser Straße festen Fuß fassen. In diesem Hause hier wohnt eine Dame, welche Dir die ersten Anfangsgründe der Verführungskunst beibringen kann.

Rachab.

Woher kennst Du ihre gegenwärtigen Verhältnisse? Dieselben können sich ja seit Deinem letzten Besuche auf der Erde verändert haben.

Belphegor.

Ich kenne sie nicht von meinem letzten Besuche her. Durch die Erfahrung erlangen wir die Mittel, die gegenwärtigen Umstände eines jeden Sterblichen zu erkennen, dem wir uns nähern. Ich werde Dir diese Kunst lehren, sobald Du dazu geeignet bist. Durch fortwährende Uebung seit unserem Falle haben wir in uns viele Fähigkeiten entdeckt, von denen wir früher nichts wußten.

Rachab.

Ich finde nicht, daß ich durch meine Arbeit in den Bergwerken neue Fähigkeiten in mir entdeckt hätte.

Belphegor.

Das glaube ich. Hier ist das Haus und wir können sogleich durch die Mauer hinein gehen, denn die Mauern sind hier nicht so undurchdringlich wie die, welche unser Gebiet in der Unterwelt umgiebt. Sieh, hier sitzt die Dame, vollkommen müßig und mit gedankenvollem Gesicht. Viele Sterbliche befinden sich, wenn sie allein sind, stets in schlechter Gesellschaft; die Einsamkeit hat diese Dame wahrscheinlich auf unsern Empfang vorbereitet. Ein Geist hat aber keinen Einfluß auf die Außenseite eines menschlichen Wesens; alle unsere Künste gehen im Innern vor sich; bringe daher in dieses Weib hinein und versuche, was Du thun kannst.

Rachab.

Wie ist es möglich, daß ein menschliches Wesen einen Teufel in sich enthalte? Wir sind ja bedeutend größer als die Menschen, selbst ohne unsere Hörner und Flügel.

Belphegor.

Ich habe Dir noch nicht gesagt, daß die Geister, welche ausgesendet werden, um das Menschengeschlecht zu versuchen, mit der Fähigkeit begabt sind, ihren Umfang zu verändern. Thue, wie Du mich thun siehst.

Rachab.

Ich sehe, wie Du anfängst, Dich zusammenzu-

ziehen und einzuschumpfen. Du bist schon nur noch ein Zwerg, und Dein Umfang vermindert sich immer noch; Du bist jetzt bis zur Größe eines Insekts zusammengeschrumpft und dennoch erkenne ich noch dieselbe Gestalt und dasselbe Gesicht wie zuvor. Ich muß Dir sagen, daß Deine so verkleinerte Person ziemlich drollig aussieht.

Belphegor.

Folge jetzt meinem Beispiele und ziehe Dich zusammen, wie ich gethan habe.

Rachab.

Es ist vergeblich, mir zu sagen, ich solle mich klein machen, wenn Du mir nicht zugleich anbietest, auf welche Weise diese Abkürzung zu Stande gebracht werden kann.

Belphegor.

Bemühe Dich nur kleiner zu werden, und Du wirst sehen, daß es geschieht.

Rachab.

Nun, so will ich's versuchen.

Belphegor.

Wo willst Du denn hin? Du bist ja über hundert Fuß hoch durch das Dach in die Höhe geschossen. Du gabst Dir einen Ruck, der dem erforderlichen gerade entgegengesetzt war. Ich glaube allerdings nicht, daß dieses Weib Dich in sich aufnehmen kann, nachdem Du

eine solche Länge angenommen hast. Aber wie lange willst Du dastehen und durch das Dach hindurchragen?

R a c h a b.

Ich wollte, Du machtest mich wieder kleiner, denn meine Situation gefällt mir durchaus nicht.

Belphegor.

Mache noch einen Versuch. Sehr gut; jetzt bist Du wieder auf Deine gewöhnliche Länge herunter. Immer versuche es wieder; so ist's recht — jetzt bist Du einen Fuß kürzer. Nun hast Du den Kniff weg. Du schrumpfst sehr rasch zusammen und bist nun so klein und drollig, wie ich selbst. Sobald Du noch ein wenig mehr Übung erlangt haben wirst, wird es Dir ein Leichtes sein, Dich nach Belieben größer oder kleiner zu machen. So, jetzt bist Du klein genug.

R a c h a b.

Das freut mich, denn ich fürchtete wirklich, ich würde ganz und gar verschwinden.

Belphegor.

Ich habe jetzt denselben Umfang angenommen wie Du, und wir wollen uns zusammen in diese Dame versetzen.

R a c h a b.

Auf wie seltsame Weise hat sich ihr Aussehen verändert! Sie ist so groß als ich war, als ich durch das Dach hinauschoß und mit großen Löchern bedeckt.

Belphegor.

Diese Veränderung beruht nur in Deiner Sehkraft, denn in Folge der Verkleinerung Deiner Organe erscheinen Dir die Gegenstände weit größer. Die Löcher, von welchen Du sprichst, sind nur die Poren in der Haut dieser Dame, und die Veränderung unseres Umfanges hat uns in den Stand gesetzt, hindurch zu kriechen, so daß Du nicht mehr zu erschrecken brauchst, wenn man von Dir verlangt, Dich in diese Dame hinein zu versetzen. Wir müssen nun in die Höhe fliegen, in die Stirn zu gelangen suchen und in das Gehirn bringen — folge mir. Krieche hier zu dieser Schweißfloche hinein, schlage Deine Flügel zusammen und folge mir. Der Weg ist nicht ganz leicht zu finden.

Rachab.

Ja, das ist wahr! Ohne Dich hätte ich mich schon verirrt und würde wahrscheinlich geraume Zeit in dem Kopfe dieses Weibes umherwandern. Du scheinst alle Schleichwege gut zu kennen.

Belphegor.

Wenn Du in so vielen menschlichen Gehirnen wirst herumgewandert sein wie ich, so wirst Du den Weg eben so gut ausfindig zu machen wissen.

Rachab.

Warte einmal, Belphegor.

Belphegor.

Was giebt's?

Rachab.

Es hält mich etwas bei den Hörnern und ich kann nicht von der Stelle.

Belphegor.

Du hast Dich mit den Hörnern in einen Nerv verwickelt; halt still, ich will Dich los machen. So; nimm Dich aber künftig ein wenig in Acht.

Rachab.

Was ist das für ein seltsames Klopfen, welches ich höre?

Belphegor.

Es ist der Schlag des Herzens, durch welchen das menschliche Leben unterhalten wird. Tag für Tag und Jahr für Jahr bleibt dieses Organ mit derselben Thätigkeit seiner Berrichtung treu. Wir haben jetzt den Platz erreicht, wo unsere Versuchungen ausgeführt werden. Du siehst diesen Spiegel; er wirft jeden Gedanken zurück, der durch den Sinn dieses Weibes geht; Alles, was sie denkt oder überlegt, stellt sich augenblicklich darin dar. Es befindet sich ein solcher Spiegel in dem Gehirn eines jeden menschlichen Wesens. Die Männer der Wissenschaft werden ihn, obchon sie bei ihren Forschungen sehr sinnreich zu Werke gehen, niemals entdecken, denn er ist viel zu klein, als daß sie ihn

selbst mit Hilfe ihrer besten Gläser auffinden könnten. Er ist aus einer unendlichen Menge Nerven zusammengesetzt, die so in einander verwoben sind, daß sie eine glatte polirte Fläche bilden.

Ich muß Dich nun mit der Geschichte dieser Dame bekannt machen. Sie hatte eine heftige Leidenschaft für einen jungen Mann gefaßt, der von gleicher Liebe zu ihr beseelt war; seiner Armuth wegen jedoch konnten sie einander nicht heirathen. In ihrer Verzweiflung hat sie sich daher genöthigt gesehen, die Bewerbungen eines andern Mannes anzunehmen, und sie sollen bald mit einander vermählt werden.

Sie bemüht sich daher jetzt, ihren frühern Günstling nicht zu lieben und anstatt seiner den Mann lieben zu lernen, welcher ihr Gemahl werden soll. Heute morgen hat sie sich ausdrücklich selbst untersagt, während des Tages an diesen gefährlichen Mann auch nur zu denken. Wir werden sehen, ob es ihr gelingen wird, ihn von dem Spiegel entfernt zu halten. Laß uns Achtung geben.

Nach a b.

Ich sehe jetzt die Gestalt eines Mannes darin; ist sie ihrem Entschlusse schon untreu geworden?

Welphegor.

Nein; dies ist ihr künftiger Gemahl. Sie überlegt sich sein Aussehen, sein Wesen und seine Unterhalt-

tung; sie giebt sich Mühe, sich an ihn zu gewöhnen und ihn mit so günstigen Augen als möglich zu betrachten. Es scheint ihr nicht recht gelingen zu wollen, denn die Gestalt, die sich im Spiegel zeigt, ist eine sehr unförmliche, während er doch in der That durchaus nicht häßlich ist. Sie ist sehr ungerecht, wenn sie ihm eine solche Nase aufbürdet. Eben so entstellt sie auch sein äußeres Benehmen; sieh nur, wie unbeholfen dieser Schatten die Beine setzt. Dies sind Alles bloße Verleumdungen.

#### Rachab.

Diese Gedanken sind aber nicht von uns eingegeben. Wenn die Pflicht eines Versuchers bloß darin besteht, in diesen Spiegel zu sehen, so werde ich sie eben so gut erfüllen als Du.

#### Belphegor.

Es gehört noch etwas mehr dazu, was ich Dir jetzt erklären werde. Diese Feder, welche ich aus meinem Flügel zupfe, ist das Werkzeug der Versuchung. Die Fläche des Spiegels ist außerordentlich empfindlich, so daß eine geschickte Berührung mit dieser Feder eine solche Wirkung darauf äußert, daß die angenehmen und verbotenen Erinnerungen des Geistes keinen Widerstand mehr finden. Es giebt in dem Flügel eines Teufels einige Federn, die etwas ganz besonders Weiches und Verlockendes haben, was mit den Wahrneh-



mungen des Spiegels zusammenpaßt. Ich kann Dich lehren, die hierzu geeigneten Federn auszuwählen. Mit dieser Feder kann ich verbrecherische Gedanken wieder erwecken, die seit Jahren unterdrückt gewesen sind, und oft, wenn Jemand eine absolute Herrschaft über sich erlangt zu haben glaubt, stürze ich seine Autorität durch eine einzige Berührung mit dieser Feder. Nun gib Acht, wie ich die Scene in diesem Spiegel ändern werde; bemerke, wie die Fläche zittert, während ich mit der Feder leise darüber fahre.

Rachab.

Die Gestalt des bestimmten Gemahls ist bei der ersten Berührung verschwunden.

Belphegor.

Ich versuche eine zweite Berührung; — welcher ein Seufzer! Was siehst Du jetzt?

Rachab.

Der Spiegel ist jetzt von einem andern Manne eingenommen, der viel schöner ist als der erste.

Belphegor.

Das ist der eigentliche Anbeter, der so bestimmt und unwiderruflich entfernt worden war; er verdankt aber einen großen Theil seiner Schönheit der Dame selbst und ist in diesem Spiegel weit schöner als sonst wo. Wir wollen sehen, was er thun und welche Behandlung er finden wird. Er steht mit vor Verz-

zweiflung starren Augen da und rührt sich nicht von der Stelle; ich muß ihm nur beistehen. Aus seiner niedergeschlagenen Miene kannst Du nämlich ersehen, daß die Dame daran denkt, wie er sich über ihre Verheirathung grämt und es für unmöglich hält, daß seine Wünsche jemals befriedigt werden. Ich berühre den Spiegel abermals ganz leise mit meiner Feder und Du siehst, daß sofort ein dunkler schattiger Spaziergang in dem Spiegel zu sehen ist. Ein dunkler schattiger Spaziergang hat schon in mancher Liebesgeschichte eine große Rolle gespielt. Wenn Du Acht giebst, so wirst Du sehen, daß diese Bäume ein Geheimniß zu bewahren haben.

Rachab.

Jetzt zeigt sich die Gestalt der Dame auf dem Wege.

Belphegor.

Und ihr Bewunderer kommt ihr von dem andern Ende entgegen. Sie gehen sehr friedlich mit einander auf und ab. Laß uns sehen, wie lange diese Indiscretion dauern wird. Nicht lange, durch eine gewaltsame Anstrengung ist die ganze Scene verschwunden.

Rachab.

Was wird sich nun zeigen?

Belphegor.

Die Dame selbst erscheint mit einem Kinde auf  
Die feine Welt von Gothenburg. IV.

dem Arme; sie bemüht sich jetzt alle unerlaubten Gedanken zu verbannen, indem sie an die Kinder denkt, welche sie bekommen wird. Durch eine einzige Berührung mit meiner Feder werde ich ihr dieses Kind nehmen.

Rachab.

Nein; das Kind bleibt trotz Deiner Feder.

Belphegor.

Ich weiß, was meine Feder geschwächt hat; ich will sie aber bald wieder kräftig machen. Du wirst bemerken, daß einer der Nerven, aus welchem der Spiegel zusammengesetzt ist, heftig zittert; wir nennen diesen den Nerv des Gewissens, und so lange seine Vibration andauert, kann kein unmoralisches Bild in dem Spiegel zum Vorschein kommen, denn die Fasern dieses Nervs verbreiten sich über die ganze Fläche und bringen das Ganze in Unruhe und Bewegung. Zuweilen ist dieser Nerv sehr lästig, ich glaube aber in dem vorliegenden Falle kann ich ihn mit leichter Mühe beschwichtigen. Ich brauche bloß eine zweite Feder aus meinem Flügel zu rupfen und sie leicht an den zitternden Nerv zu drücken, was, wie Du siehst, denselben augenblicklich beruhigt und nun, da das Gewissen nicht mehr sich störend einmischet, berühre ich das Kind wieder mit der Feder der Versuchung; es verschwindet sofort und an seiner Stelle zeigt sich ein Brief, den die Dame mit

großer Begierde ließt. Ich glaube, wir haben uns der Beendigung dieser Angelegenheit um einige Schritte genähert.

Rachab.

Das ist möglich, aber die Sache ist so rasch gegangen, daß ich nicht weiß, was wir eigentlich gemacht haben. Ich begreife nicht, warum dieser Brief um so viel angenehmer erscheint als das Kind.

Belphegor.

Dann muß ich mich näher erklären. Diese Dame denkt sich jetzt als die Gattin des Mannes, den sie zu heirathen gezwungen werden soll und willigt in Gedanken ein, von ihrem ersten Günstlinge Briefe zu erhalten. Dies ist der Traum, auf den sie durch meine Feder geleitet worden. Nachdem wir ihr demgemäß diese vortrefflichen Gedanken eingeflößt haben, mit welchen sie ihr eheliches Leben beginnen wird, wollen wir sie verlassen. Jetzt, wo die Empfänglichkeit ihres Spiegels einmal gereizt ist, wird sie niemals im Stande sein, diese Bilder davon entfernt zu halten. Nach ihrer Verheirathung wollen wir wieder zu ihr zurückkehren und das in der That auszuführen versuchen, was wir nun glücklich ihrer Phantasie eingeprägt haben. Das beste Mittel, um so etwas in's Werk zu setzen, ist, wenn zwei Geister in Uebereinstimmung mit einander handeln und einer davon den Mann anstachelt, während

der andere das weibliche Herz bearbeitet. Du sollst daher mein Kamerad sein; ehe diese Dame so weit ist, daß wir unsere ferneren Manövers mit ihr beginnen können, wirst Du Dir einige Gewandtheit angeeignet haben. Wir wollen uns nun wieder entfernen und diesen Körper verlassen. Folge mir und sieh Dich vor, daß Du Dich nicht abermals mit den Hörnern in die Nerven verwickelst.

Da wir nun wieder im Freien sind, so müssen wir auch wieder unsere natürliche Größe annehmen. Laß mich einmal sehen, wie Du Dich wieder groß machst. Sehr gut. Es ist Dir gleich auf's erste Mal gelungen. Wir wollen nun Jemand auffuchen, an dem Du Deine Feder erproben kannst. Zum ersten Versuche muß ich Dir Jemanden aussindig machen, der nicht allzu standhaft ist, sondern sich mit leichter Mühe von der Tugend abwendig machen läßt. In diesem Hause hier wohnt ein alter Mann, der Dir gerade die leichte Übung wird bieten können, die Du brauchst. Er ist ein alter, reicher Geizhals, dessen Mangel an Freigebigkeit seinen Sohn in eine schlimme Lage gebracht hat, und in einer Umwandlung von Mitleiden hat er sich bewogen gesehen, ihm Hilfe zu versprechen. Es wird eine sich gerade für einen Anfänger eignende Aufgabe sein, ihn zu überreden, dieser edelmüthigen Umwandlung zu widerstehen. Komm mit in das Haus

hinein. Da sitzt der alte Mann; wir müssen uns wieder klein machen; so ist's gut; Du hast Dir schon eine ziemliche Gewandtheit in der Veränderung Deines Volumens angeeignet. Halte Dich dicht hinter mir, während wir durch seinen Kopf hindurch gehen. Nun, was siehst Du in dem Spiegel?

R a c h a b.

Ich sehe eine Frau, welche bitterlich weint und drei Kinder mit ihr.

Belphegor.

Das ist des Sohnes Frau, welche den alten Mann bewogen hat, seine milde Hand aufthun zu wollen. Ziehe diese Feder aus Deinem Flügel; eine einzige sanfte Berührung damit wird dem Spiegel seine natürliche Leidenschaft, die Liebe zum Gelde, wieder geben. Sehr gut! Ein Haufen Geld hat sofort den Platz der Schwiegertochter und ihrer Kinder eingenommen. Du hast die beabsichtigte Wohlthat wieder rückgängig gemacht.

R a c h a b.

Ich habe das Mitleiden des alten Mannes in einen Pflasterstein verwandelt.

Belphegor.

Ja, und ich glaube, es steht nicht zu befürchten, daß er wieder in seine frühere milde Gesinnung verfallt. Wir wollen ihn daher verlassen und Jemanden auffu-

chen, der ein wenig mehr Kunst nöthig macht. Nimm nun Deine wahre Größe wieder an.

R a c h a b.

Diese Versuchung scheint ohne große Geschicklichkeit ausgeführt werden zu können.

B e l p h e g o r.

Du darfst nicht erwarten, daß jeder Sterbliche so leicht auf andere Gesinnung gebracht werden kann, wie dieser alte Mann. Viele Spiegel verlangen eine zarte und künstliche Berührung, die man sich nicht ohne Studium aneignen kann. Die Wirkung der Feder besteht darin, die Gedanken hervorzurufen, welche die verlockendsten sind, und deshalb muß sich die Berührung nach dem jedesmaligen Temperamente richten. Einige Spiegel lassen sich am besten durch eine rasche, entschlossene Berührung reizen, andere durch eine langsame und vorsichtige; mancher muß durch einen derben Schlag aufgerüttelt werden, bei andern wieder bedarf es nur eines leisen Winkes. Diese Kenntniß erwirbt man bloß durch ein genaues Studium der menschlichen Natur.

R a c h a b.

Wir scheint, als könnten wir nicht mehr thun, als die unmoralischen Gedanken wieder erwecken, die schon früher in dem Herzen thätig gewesen sind, es steht nicht in unserer Macht, etwas vollständig Neues hervorzurufen.

## Belphegor.

Ja, so ist es, aber ich hielt es für das Beste, Dir unsere Kunst stufenweise zu erklären. Die bloß über die Fläche des Spiegels hinweg gezogene Feder erweckt bloß die unmoralischen Gedanken, welche früher hier vorhanden gewesen sind. Es ist dies die einfachste und leichteste Methode der Versuchung. Um einen neuen Wunsch einzulösen, mußt Du mit der Spitze Deiner Feder auf dem Spiegel ein Bild des Gegenstandes zeichnen, nach dem Du eine Begier einzulösen wünschst. Wenn Du zum Beispiel einen Mann in eine unerlaubte Leidenschaft für irgend ein besonderes Weib verwickeln willst, so zeichnest Du sie auf den Spiegel, dessen Nerven durch alle von Deinem Kiele gezeichnete Linien hindurchvibrieren, wodurch er bewegt wird, über die Gestalt des Weibes nachzudenken, und Niemand kann ein heftiges Verlangen nach irgend einem Gegenstande umgehen, der sich auf diese Weise durch die Feder eines Teufels auf seinem Spiegel abzeichnet. Ehe Du daher diese Art der Versuchung richtig ausüben kannst, mußt Du zeichnen lernen und Dir die Fähigkeit erwerben, ein vollkommenes Portrait herzustellen. Doch folge mir und ich werde bald eine Person ausfindig machen, an welcher ich Dir eine Probe dieser Kunst vorführen kann.



Die Vorlesungen des Autors wurden durch einige Ereignisse unterbrochen, deren Ursprung und Ursachen erst dann ausführlich dargelegt werden können, nachdem wir die nachfolgende längere Erzählung vorausgeschickt haben.

## Dunkle Wege.

### Erstes Kapitel.

Der Graf Renskiöld stammte aus einer der vornehmsten Familien Schwedens. Er war gebildet, verständig und reich, und galt für einen der ersten Männer seines Vaterlandes.

Er war noch ziemlich jung, als er die zweite Tochter eines der ersten Würdenträger der Krone Schwedens heirathete. Sie gebar ihm fünf Söhne, aber nur der älteste und der jüngste überlebten ihre Mutter.

Nachdem Graf Renskiöld seine Gemahlin mehrere Jahre betrauert, folgte er ihr in's Grab. Alphons, sein ältester Sohn, war damals sechsundzwanzig Jahre alt. Fredrik, der jüngste, war erst einundzwanzig.

Der neue Gutsherr Alphons besaß eine mehr angenehme, als schöne Gesichtsbildung. Er war von mittlerer Größe, besaß eine ziemlich gute Bildung, einen

sanften und wohlwollenden, aber etwas argwöhnischen Charakter.

Sein Bruder Fredrik schien ganz geschaffen zu sein, alle Herzen zu fesseln. Seine Züge waren schön und regelmäÙig, seine Physiognomie ausdrucksvoll und einnehmend, sein Wuchs hoch und zierlich. Er hatte, ebenso wie sein Bruder, eine sorgfältige Erziehung genossen. Da er sich jedoch aber bei Weitem nicht mit demselben FleiÙe seinen Studien gewidmet hatte, so war er weniger unterrichtet. Indessen war seine Unterhaltung doch lebhaft und geistreich. Von Natur heftig und jähzornig, dauerte sein Zorn doch nur einen Augenblick.

Als Fredrik sein zweiundzwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, verliebte er sich in ein Fräulein von Lagerkron. Sie war schön, aber außerordentlich zart und schwächlich, hatte schon in ihrer frühen Jugend ihre Eltern verloren, war aber sehr reich. Fredrik kaufte ein Haus in der Nähe des Schlosses seines Bruders, und nachdem er seine geliebte Ulrike geheirathet, glaubte er sich auf immer den höchsten Grad des Glückes gesichert zu haben, der dem sterblichen Menschen überhaupt beschieden sein kann.

Noch vor Ablauf des ersten Jahres seiner Ehe machte die Geburt eines Sohnes das MaÙ seiner Freude voll.

Graf Alphons, der Zeuge des Glückes seines Bruders war, wünschte dasselbe zu theilen. Er beschloß, sich ebenfalls zu verheirathen, und wählte unter den Schönheiten, welche damals sich in der feinen Welt von Stockholm bewegten, Anna, die einzige Tochter des Reichsraths von Gylbendal. Es war dies eine mit allen Reizen ihres Geschlechts ausgestattete Dame. Ihr Wuchs war schlank, ihre Manieren fein und einnehmend. In ihrer Gesichtsbildung lag ein nicht bloß schöner, sondern erhabener Ausdruck, und in ihrer Unterhaltung ein Reiz, dem man unmöglich widerstehen konnte.

Bald hatte Alphons seinen Bruder um nichts mehr zu beneiden. Nach Verlauf von zehn Monaten schenkte ihm seine Anna einen Sohn, gerade an demselben Tage, wo Ulrike von einer Tochter, ihrem zweiten Kinde, entbunden ward.

Der Sohn des Grafen Alphons erhielt den Namen seines Vaters.

Das folgende Jahr gebar Ulrike ein drittes Kind, dessen Geburt aber der Mutter das Leben kostete.

Die Natur hatte Fredrik mit dem traurigen Geschenk einer übergroßen Empfindlichkeit begabt. Sein Muth verließ ihn fast gänzlich. Doch wurden seine durch die Hand seines Bruders getrockneten Thränen allmählig weniger bitter.

Anna erwies Fredriks Kindern alle Sorgfalt einer Mutter. Sie hörte nicht auf, sie zu lieblosen. Sie tröstete ihren Schwager und suchte denselben auf alle nur mögliche Weise zu zerstreuen. Endlich gelang es ihr, die Bürde seines Schmerzes zu erleichtern.

Graf Alphons liebte seinen Bruder mit Zärtlichkeit und nahm an seinem Unglück den innigsten Antheil. Gern hätte er es mit Aufopferung des Theuersten, was er besaß, gemildert, nur mit Ausnahme der Sorgfalt Anna's. Er hielt sie für unfähig, einem andern auch nur den kleinsten Theil der Liebe zu gewähren, welche sie ihm schuldig war. Er sagte sich selbst, daß es diese Liebe für ihn sei, welche ihn bewege, seinen Bruder nicht zu verlassen, damit er nicht mit seinem Schmerze allein bliebe. Uebrigens kannte Alphons seinen unglücklichen Hang zur Eifersucht. Unaufhörlich bemühte er sich, denselben zu bekämpfen, aber diese Leidenschaft war ein Theil seiner Natur. Es war ihm nicht beschieden, darüber zu triumphiren.

Unaufhörlich beobachtete er seinen Bruder. Er suchte in den Zügen der Gräfin zu lesen, wenn sie sich in Fredriks Gegenwart befand. Er ward dadurch von seinem Irrthum überzeugt. Er stand sogar auf dem Punkte, seine Gemahlin um Verzeihung für die Beleidigung zu bitten, die er ihr in seinem Herzen angethan. Aber er glaubte, daß dieser Schritt nur dazu

dienen würde, Anna von einem Fehler in Kenntniß zu setzen, von welchem sie keine Ahnung hatte. Er nahm sich jedoch bloß vor, in Zukunft der Eifersucht den Zugang zu seinem Herzen auf das Festeste zu verschließen. Das letzte von Fredriks Kindern hatte seine Mutter nur um einige Stunden überlebt. Drei Jahre später folgte das älteste seiner Mutter und seinem Bruder in das Grab nach. Der unglückliche Fredrik erholte sich von diesem schrecklichen Schlage bloß, um einen noch furchtbareren zu erfahren. — Seine Tochter starb in seinen Armen — das Schicksal schien es sich zur Aufgabe zu machen, ihn zu Boden zu drücken. — Er beschloß, den Schauplatz seines Unglücks zu verlassen und zu reisen. — Er nahm schnell von seinem Bruder und seiner Schwägerin Abschied und reiste ab.

Seine Abwesenheit dauerte vier Jahre. Bei seiner Rückkunft war er gänzlich verändert. Er öffnete den Mund bloß, um sich zu beklagen, und war träumerisch und zerstreut geworden. Mit Einem Worte, es war von dem geistreichen und lebenslustigen Fredrik keine Spur mehr übrig.

Graf Alphons ward von dem Zustande seines Bruders gerührt, aber die Eifersucht triumphirte noch einmal über alle seine Bemühungen. Der Argwohn erwachte wieder in seiner Seele. Indessen gelang es ihm, denselben vor den Augen seiner Gemahlin und

seines Bruders zu verbergen. Nach Verlauf von acht Monaten verließ Fredrik Schweden abermals.

Nun gewann in Alphons Herzen das Mitleiden die Oberhand. Er glaubte bemerkt zu haben, daß sein Bruder Anna liebe und daß er durch die Abwesenheit über seine Liebe zu triumphiren oder sie wenigstens zu verbergen suche. Die Gräfin sprach oft von der außerordentlichen Veränderung in Fredriks Gemüthsstimmung. Die Art und Weise, auf welche sie sich in dieser Beziehung aussprach, überzeugte Alphons, daß sein Bruder nicht geliebt ward. Diese Ueberzeugung erfüllte ihn mit der lebhaftesten Genugthuung. Indessen wünschte er dabei immer, daß Fredrik nicht zurückkommen möchte.

Es vergingen fünf Jahre, ehe er wieder in Schweden erschien. Er hielt sich nur kurze Zeit in der Heimath auf, und war dann wieder zwei Jahre abwesend. Bei seiner letzten Rückkehr schienen die Unruhe und Aufregung seines Geistes in tiefe Melancholie übergegangen zu sein. Er zog sich in sein Haus zurück und erklärte seinen Wunsch, hier ein sehr eingezogenes Leben zu führen.

Alphons glaubte, sein Bruder habe ein Mittel gefunden, Anna's Herz zu gewinnen, und seine Zurückgezogenheit sei nur ein Vorwand, um den nur zu gerichten Argwohn seines Bruders zu zerstreuen. Indessen

faßte er auf's Neue den festen Entschluß, immer den Finger auf die Lippen zu legen, deswogen aber Ohren und Augen nicht weniger offen zu halten.

Der einzige Sohn des Grafen Alphons hatte damals sein siebzehntes Lebensjahr erreicht. Schöne schwarze Augen — etwas so Seltenes unter den Kindern des Nordens — und schön gewölbte Augenbrauen zierten sein männliches Antlitz. Sein Haar fiel in natürlichen Locken um seinen Hals. Seine frische, lebhaft gefärbte Gesichtsfarbe verkündete eine rüstige Gesundheit. Das Lächeln des Glücks schwebte immer auf seinen Lippen. Sein von Natur lebhafter und scharfsinniger Geist war mit den seltsamsten Kenntnissen geschmückt.

Es war bereits ein Jahr verstrichen, seitdem Fredrik in sein Vaterland zurückgekehrt war, als eine wichtige Angelegenheit, die sich auf das Testament des Vaters der beiden Brüder bezog, den Grafen Alphons nach Stockholm rief.

Am Vorabende seiner Abreise besuchte er seinen Bruder. Er nahm zärtlichen Abschied von seiner Gattin und seinem Sohne.

„Nun befindet sich meine Anna in Fredriks Gewalt.“ — Dieser Gedanke fesselte einen Augenblick seine Schritte, als er durch die Vorhalle des Schlosses ging, um in den Wagen zu steigen, der seiner bereits harrete. „Aber ist es für ihn nicht Ehrensache, sie zu beschützen?



— Ohne Zweifel! — Ich werde keinen Verdacht gegen meinen Bruder hegen.“

Er verließ das Schloß und machte sich, von einem alten treuen Diener begleitet, auf den Weg.

Der Graf Alphons war seit drei Monaten abgereist. Seine Angelegenheiten hatten ihm noch nicht erlaubt, die Zeit seiner Rückkehr zu bestimmen. Er hatte oft an seine Gemahlin geschrieben und ihr in allen seinen Briefen den lebhaftesten Wunsch zu erkennen gegeben, sie bald wiederzusehen.

Endlich ward der Augenblick seiner Ankunft festgesetzt. Die Gräfin erwartete ihn mit allen äußeren Zeichen der Ungeduld und der Liebe, als am Morgen des Tages, wo er ankommen sollte, der Diener, der ihn begleitet hatte, allein auf dem Schlosse erschien. Die unruhigen Blicke der Gräfin schienen ihn aufzufordern, sich rasch zu erklären.

„Hat Dich der Graf vorausgeschickt?“ rief sie.

„Ach, leider nein.“

„O, er ist todt! er ist ermordet!“

Und indem sie diese Worte rief, sank sie besinnungslos zur Erde nieder.

Ihre Befürchtungen waren nur allzu gegründet. Der alte Diener brachte die traurige Nachricht, daß zwei aus einem Gehölz, ungefähr fünf Meilen vom Schlosse entfernt, hervorgesprungene Bösewichter sich

auf seinen unglücklichen Herrn gestürzt und ihn erdolcht hätten.

Der junge Alphonß brach in heftige Thränen aus, und sobald sein Schmerz ihm erlaubte, ein Wort vorzubringen, gab er dem alten Diener Befehl, seinen Onkel von diesem entsetzlichen Ereigniß in Kenntniß zu setzen und ihn zu bitten, sich augenblicklich auf dem Schlosse einzufinden.

Als die unglückliche Anna wieder zur Besinnung gekommen war, befahl sie den Dienern, welche sie umgaben, sich zu entfernen. Als sie mit ihrem Sohne allein war, sagte sie zu ihm:

„Alphonß, Dein Onkel ist der Mörder Deines Vaters! Schwöre mir, seinen Tod zu rächen.“

Alphonß sah, ohne zu antworten, seine Mutter mit irren Blicken an.

Anna fuhr fort:

„Du scheinst erstaunt zu sein! Du kannst nicht glauben, daß der Heuchler Fredrik ein so großer Bösewicht sei, aber niemals könnte Deine Phantasie ein so schwarzes Ungeheuer schaffen, wie er ist! — D, ich kann Dir sagen.“

Sie stockte.

„Erkläre Dich, ich bitte Dich, erkläre Dich, meine Mutter,“ rief Alphonß.

„Nein, ich kann nicht — ich will Dir nicht eine  
Die feine Welt von Gothenburg. IV. 9

so entsetzliche Idee von dem Bruder Deines Vaters geben — die Zeit kann kommen, wo Du —“

Sie stockte wieder einen Augenblick, dann fuhr sie fort:

„Ich kann nicht beweisen, was ich gesagt habe. Verschließe daher dieses Geheimniß in Deiner Brust, aber schwöre mir bei Allem, was Dir heilig ist, daß Du, wenn der Mörder an den Tag kommt, den Tod Deines Vaters rächen willst.“

„O, meine Mutter, kannst Du glauben, daß ich jemals einer so heiligen Pflicht mich entziehen würde? Nein, nenne mir den Schuldigen, und ich schwöre beim Himmel, daß ihm dieser Degen sofort das Herz durchbohren soll.“

„Daran erkenne ich meinen Sohn! Mögen die Engel über meinem Alphons wachen!“ rief die Gräfin, indem sie ihn umarmte. „O mein Sohn, Du kennst nicht den Grafen Fredrik, aber die Zeit wird Dich ihn kennen lehren.“

Dieser Letztere kam bald auf dem Schlosse an, sein Gesicht und seine Haltung trugen alle Anzeichen eines verstellten Schmerzes. Alphons konnte kaum seine Gegenwart ertragen. Er glaubte, die Bestätigung der Vermuthung zu sehen, die seine Mutter ausgesprochen. Er stand schon auf dem Punkte, dem Grafen seine Missethat vorzuwerfen. Der Wunsch, den Beweis des

begangenen Verbrechens zu erlangen, bestimmte ihn endlich zu Schweigen. Er konnte indessen nicht lange mit Dem zusammenbleiben, den er als den Mörder seines Vaters betrachtete. Er eilte aus dem Zimmer und schrie mit durch Thränen fast erstickter Stimme:

„O mein Vater, mein Vater!“

Am Abend kehrte Graf Fredrik wieder nach seinem Hause zurück. Der alte Diener, welcher die traurige Nachricht gebracht, bekam Befehl, sogleich zu der Stelle zurück zu kehren, wo sein Herr ermordet worden, und seine Leiche mit möglichster Beschleunigung nach dem Schlosse bringen zu lassen.

Graf Fredrik übernahm es, die zum Begräbniß seines Bruders nöthigen Anstalten zu treffen.

Nach dem Weggang seines Onkels bestürmte Alphons seine Mutter auf's Neue mit Bitten, ihm die Gründe mitzutheilen, welche sie hatte, Verdacht gegen den Grafen Fredrik zu hegen.

„Bestehe nicht darauf,“ antwortete sie, „ich kann es nicht. Die Zeit wird Dir meine Worte erklären. O Alphons, sei Deines Schwures eingedenk.“

„Ich schwöre von Neuem, ihm treu zu sein.“

Den folgenden Tag kam Graf Fredrik wieder auf das Schloß. Alphons vermied seine Gegenwart und zog sich bei seiner Ankunft zurück, um sich in der Einsamkeit ganz seinem Schmerze hinzugeben. Nach Ver-

lauf einiger Stunden, als er glaubte, sein Onkel sei wieder fort, begab er sich wieder in das Zimmer, wo er seine Mutter verlassen hatte. Wie groß war sein Erstaunen, als er sie vor dem Grafen auf den Knien liegen und ihm die Hand küssen sah.

Sie stand auf und warf sich in einen Lehnstuhl.

Der Graf stützte sich auf das Fenster, in dessen Nähe er stand.

„Wo bin ich,“ sagte Alphons bei sich selbst, „und wie soll ich diese Handlungsweise mit der Meinung vereinigen, welche meine Mutter über den Grafen Fredrik ausgesprochen?“

Anna bemerkte, daß ihr Sohn sie fixirte. Sie hob bittend die Hände zum Himmel empor.

Einen Augenblick später entfernte sich Fredrik.

Alphons brach zuerst das Schweigen.

„Du hast mir befohlen,“ sagte er zu seiner Mutter, „keine weitere Erklärung über Deinen Verdacht von Dir zu verlangen —“

Er wollte weiter sprechen. Die Gräfin erhob sich und ging, heftig schluchzend, hinaus.

Alphons, von furchtbaren Zweifeln gequält, durchschritt das Zimmer, warf sich auf die Erde, stand wieder auf, verließ das Zimmer, in dem er sich befand, ging in den Garten, ging mit aufgeregten Schritten darin hin und her, setzte sich — Alles war vergeblich;

die furchtbare Ungewißheit heftete sich an seine Sohlen, der vergiftete Pfeil war ihm bis in's Herz gegangen.

Die Gräfin ließ ihm sagen, daß sie nicht zum Souper erscheinen würde. Alphons bemerkte nicht, daß die Tafel servirt war, obschon er sich mit einem Arm darauf stützte und den durch den Schmerz betäubten Kopf auf die zitternde Hand lehnte.

Er zog sich bald in sein Zimmer zurück. Vergessens fuchte er im Schlafe augenblickliche Vergessenheit seines Schmerzes.

Er las die Briefe, die er von seinem Vater während seiner Abwesenheit erhalten. Seine Thränen erlaubten ihm nicht, lange zu lesen.

Er warf sich auf sein Bett.

Die dem Verlöschen nahe Lampe warf nur noch einen bleichen, zitternden Schein.

Die Dunkelheit der Umgebung schien seinen Gedanken eine noch düsterere Färbung zu geben.

Die Mitternachtsstunde schlug. Alle Bewohner des Schlosses waren in tiefen Schlaf versunken, mit Ausnahme des unglücklichen Alphons. Auf seinem Bette ausgestreckt liegend, dachte er an die Ereignisse des vorigen Tages, als ein durchbohrender Schrei an sein Ohr schlug und ihn aus seinen Betrachtungen aufschreckte. Dieser Schrei schien ihm aus dem Zimmer seiner Mutter zu kommen. Er horchte, er hörte nichts mehr.

„Ihr Schmerz raubt ihr den Verstand,“ rief er; „o unglückliche Frau, möge der Himmel ihren Kummer lindern!“

Er seufzte, vergoß einige Thränen und sank wieder auf seine Kissen zurück.

Nach einiger Zeit schlief er ein.

Raum begann er diese erste Ruhe seit dem Tode seines Vaters zu genießen, als er durch das Geräusch der Thür seines Zimmers geweckt ward, welche er sich öffnen hörte.

Der Tag begann eben zu grauen.

Alphons erkannte seine Mutter, welche in sein Zimmer trat.

Ihre scheue Miene erschreckte ihn. Ihre Augen waren starr. Alle ihre Züge drückten einen tiefen Schmerz aus; sie war in ein langes Gewand gehüllt, welches sie wie einen Mantel um sich geschlagen hatte; ihr aufgelöstes Haar hing ihr um die Schultern herum.

„Alphons,“ sagte sie zu ihrem Sohne, „höre mich, gehorche den Befehlen Deiner Mutter. Verlange keine Erklärung von mir! — Fliehe augenblicklich aus diesem Schlosse. Wenn Du das Leben liebst, wenn Du den Himmel fürchtest, so laß Dich hier niemals wieder blicken.“

Alphons hatte sich auf sein Bett geworfen, ohne sich auszuleiden: schnell stand er vor ihr.

„Warum dieser plötzliche Schrecken!“ rief er; „fürchtest Du, daß mein Onkel eine zweite Gräueltthat, eben so entsetzlich als die erste, begehe? Fürchte nichts für mich, ich werde meinen Schwur halten.“

Anna stieß einen lauten Schrei aus; dann rief sie:

„Du hast mich in's Verderben gestürzt; Du hast Dich auch selbst in's Verderben gestürzt! — Dein Onkel ist unschuldig! — Es bleibt uns Beiden nur Ein Ausweg. — Fliehe weit fort von hier. — Fliehe mich.

— Fliehe Deinen Onkel. — Nimm diese Börse. — Kehre nicht wieder in dieses Schloß zurück. — Sattle Dir selbst den raschesten Renner des Stalles und mache Dich auf den Weg, während noch das Zwiellicht des Morgens Deine Flucht deckt. Umarme mich. — O nein! nein! nein! das wäre —“

Ein Thränenstrom verhinderte sie einen Augenblick lang, weiter zu sprechen. Endlich setzte sie hinzu:

„Gehe und möge der Himmel Dich mit den Segnungen überschütten, welche mir nicht mehr vergönnt sind zu hoffen!“

Sie gab ihm die Börse.

Ihre Hand war mit Blut besleckt; Alphons bemerkte es und schauderte. Er war nicht im Stande, ein einziges Wort auszusprechen.



Die Gräfin las das Entsetzen, welches sich in seinen Augen malte, und rief noch einmal:

„Fliehe und rette mich. — Ich beschwöre Dich, fliehe.“

Raum hatte sie diese letzten Worte gesprochen, als sie schnell aus dem Zimmer ihres Sohnes hinwegeilte und sich in das ihrige verschloß.

Erstaunt und entsetzt über das, was er so eben gehört und gesehen, wußte Alphons eine Zeitlang nicht, welchen Entschluß er fassen sollte.

Endlich rief er:

„Sollte meine unglückliche Mutter den Verstand verloren haben? O nein, es ist nicht Wahnsinn, was aus ihr spricht. Ganz gewiß hat sie einen dringenden und vollgültigen Beweggrund, wenn sie mir befiehlt, von hier zu fliehen, aber warum verschweigst sie mir ihn? Mein Onkel, sagt sie, sei unschuldig! — Wer gibt mir die Lösung dieses Räthsels? — Gleichviel, meine Pflicht verlangt, daß ich gehorche.“

Er verließ sein Zimmer. In dem Augenblicke, wo er an dem seiner Mutter vorüberkam, öffnete sich die Thür und Anna sagte zu ihm:

„Schnell, schnell, mein theurer Alphons!“

Er blieb stehen, aber die Thür ward augenblicklich wieder geschlossen. Er ging in den ersten Hof hinunter,

hob mit Mühe die schweren Eisenstangen auf, mit welchen die Thore verschlossen waren, und gelangte in den Stall. Er sattelte selbst sein Lieblingsroß, und mit schwerem Herzen verließ er das Schloß, nachdem er noch einen letzten und schmerzlichen Blick auf diese alterthümliche Wohnung seiner Väter geworfen.

„Wenn Du das Leben liebst, — wenn Du den Himmel fürchtest, so fliehe mich — fliehe dieses Schloß.“

Diese Worte wiederholte er unaufhörlich. Er überlegte, indem er sie aussprach, jedes einzeln. Sein Geist verlor sich in einem Labyrinth von Muthmaßungen.

Ganz in seine Gedanken versunken, hatte er schon fast drei Meilen zurückgelegt, ohne anzuhalten und ohne sich zu fragen, wohin dieser Weg ihn führen werde.

Ohne noch zu wissen, welche Antwort er auf diese Frage zu geben hätte, gewahrte er in der Ferne auf der Anhöhe eines Hügel's ein Dorf, dessen Kirchthurm über die Bäume eines dichten Gehölzes, welches ihn umgab, emporragte.

Er lenkte seine Schritte nach diesem Orte. In dem Augenblicke, wo er daselbst anlangte, gingen die Bauern auf's Feld an ihre Arbeit. Sie betrachteten ihn mit neugierigen Blicken. Alphons bemerkte, daß sie ihn nicht kannten und daß er für sie nichts war, als der Gegenstand einer gewöhnlichen Neugier.

Nachdem er sein Pferd gefüttert und getränkt, ritt er weiter. Er wünschte, so bald als möglich diese Gegend zu verlassen, wo er leicht erkannt werden konnte. Obschon er keinen persönlichen Grund hatte, sich zu verbergen, so fühlte er doch, daß er in große Verlegenheit kommen würde, wenn er einem Freunde begegnete, der ihn fragte, wohin er wolle, oder der sich nach seiner Familie erkundigte.

Nachdem er mehrere Stunden weiter geritten, waren seine moralischen Kräfte eben so sehr erschöpft, wie seine physischen. Er stieg vom Pferde, und nachdem er es an den Stamm eines Baumes gebunden, dessen Zweige ihn vor den Strahlen der auf der Mittagshöhe stehenden Sonne schützten, legte er sich in dem gastfreundlichen Schatten des Baumes nieder, um auszuruhen.

Das Nachdenken, welches nicht im Stande ist, den Gegenstand unserer Betrachtung aufzuhellen, verkürzt wenigstens die Zeit, obschon es dieselbe zugleich peinlicher erscheinen läßt.

Alphons verließ daher sein Rasenbett nicht eher, als bis die Sonne ihrem Untergange ziemlich nahe war. Er legte noch anderthalb Meilen zurück. Dann bemerkte er ein ärmliches Gasthaus, in welchem er zu übernachten beschloß.

Das Glück wollte ihm wohl, denn so ärmlich das

Gasthaus auch aussah, so war der Wirth doch im Stande, ihm das Glas Wein, nach welchem der Reisende zweifelnd fragte, zu reichen, und zwar von guter Qualität.

Alphons trank es und fühlte seine Kräfte dadurch wunderbar gestärkt. Es war dies, mit Ausnahme von ein wenig Wasser, welches er mit der hohlen Hand aus einem Bache geschöpft, die erste Nahrung, die er während des ganzen Tages zu sich genommen.

Er aß hierauf, aber wenig und ohne Appetit. Obschon er sich durchaus nicht aufgelegt fühlte, die Süßigkeiten des Schlafes zu schmecken, so zog er sich doch bald auf sein Zimmer zurück und legte sich zu Bett.

## Zweites Kapitel.

Die Nacht verging für ihn, wie der Tag vergangen war, mit eiteln Klagen und nutzlosen Muthmaßungen. Am Morgen schlief er endlich auf kurze Zeit ein. —

Nach seinem Erwachen dachte er zunächst an die Mittel, sein Brot auf ehrenvolle Weise zu verdienen. Die militairische Laufbahn schien ihm die einzige zu sein, die ihm offen stünde, freilich aber nur im Auslande.

Deutschland war damals in einen Krieg verwickelt, der besonders von Preußen mit großer Energie geführt ward. Alphons, der von einem deutschen Hauslehrer unterrichtet worden, war der deutschen Sprache vollkommen mächtig und beschloß daher, als Freiwilliger in eins der neuen Regimenter einzutreten, welche fortwährend ausgerüstet wurden.

Er wählte demgemäß den kürzesten Weg nach der nächsten Hafenstadt, verkaufte hier sein Pferd und schiffte sich nach Hamburg ein, von wo er seine Reise nach Berlin zu Lande weiter fortsetzte.

Es war ein schöner Sommerabend, als er diese Stadt erreichte, wo er sich in einem kleinem Gasthause einquartierte. In seiner fast kindischen Unbekanntschaft mit der Welt und ihren Dingen wußte er nicht, daß die Löhnung des Soldaten nicht hinreichen würde, ihn auf dieselbe Weise zu ernähren, wie er zeither zu leben gewohnt gewesen.

Er ging, nachdem er seinen Wirth beauftragt, ihm einen Käufer für das Pferd, welches er in Hamburg zur Fortsetzung seiner Reise gekauft, zu verschaffen, in der Stadt herum. Er bewunderte die Schönheit der öffentlichen Gebäude und erkundigte sich nach den Namen ihrer Gründer und Erbauer. Zwei Tage lang fand er hierin eine nützliche und angenehme Zerstreuung für seine düstern Gedanken, aber mit der Neuheit hörte auch der Reiz auf. Das Nachdenken führte auch die frühere Unruhe zurück und zuweilen war er schon fast entschlossen, nach Schweden zurückzukehren.

„Mein Dinkel,“ sagte er bei sich selbst, „ist unschuldig; das hat meine Mutter selbst erklärt. — Warum soll ich ihn daher fürchten? — Und dennoch hat

sie mich beschworen, ihn nicht wiederzusehen. — Was kann der Beweggrund dieser seltsamen Handlungsweise sein? — Warum verbirgt sie mir ihn? — Wären sie vielleicht alle beide die Mörder meines Vaters? — Hätte meine Mutter vielleicht ihre blutige Hand dem Grafen Fredrik gereicht und hat sie mir vielleicht blos deshalb befohlen, das Schloß zu verlassen, um einen ungelegenen Zeugen zu entfernen, dessen Blicke sie nicht zu ertragen vermocht hätte?“

Dieser Gedanke war nahe daran, seinen Verstand irre zu machen.

„Nein,“ hob er wieder an, „ein solches Verbrechen hat meine Mutter nicht begangen. Wenn dem so wäre, würde ich sie dann wohl vor dem Grafen auf den Knien liegend getroffen haben? — Es kann dies nicht verabredet worden sein, um mich zu täuschen, denn mein Hinzukommen konnte ja nicht vorausgesehen worden sein. — Was ist also die Ursache dieser geheimnißvollen Handlungsweise und ihres noch außerordentlicheren Erscheinens am Morgen des Tages, wo sie mir befahl, das Schloß zu verlassen? — Was können die Blutsflecken bedeuten, die ich an ihrer Hand bemerkte? — Wer zeigt mir einen Weg aus diesem Labyrinth! — Irgend ein geheimes Unglück lastet auf ihrem Herzen. — Es steht anscheinend nicht in meiner Macht, diese Bürde zu erleichtern, denn dann hätte sie

meinen Beistand nicht angerufen. — Wenigstens aber will ich ihr Unglück nicht dadurch erschweren, daß ich ihren Befehlen ungehorsam werde."

Alphons schickte in diesem Augenblicke ein oft von Schluchzen unterbrochenes Gebet zum Himmel empor, daß seine Mutter bald wieder Frieden und Glück finden möge.

Am dritten Tage führte ihm sein Wirth einen Mann zu, der ihm sein Pferd für einen ziemlich guten Preis abkaufte. Sein erster Schritt war nun, sich als Freiwilliger zum Eintritt in die Armee zu melden. Er empfing sein Handgeld und zog die Uniform an. Er sah mit Vergnügen, daß dieses neue Costüm ihm ein ganz anderes Aussehen gab.

Er wußte durchaus nicht, ob das Unglück seiner Familie durch die Zeitungen auch außerhalb seines Vaterlandes bekannt geworden sei, und empfand einen unüberwindlichen und unerklärlichen Widerwillen, sich darnach zu erkundigen.

Glücklicherweise führte der Lärm der Waffen Zerstreuung für ihn herbei. Jene Schrecklichen Bilden traten nur noch in der Einsamkeit vor seinen Geist.

Er war seit ungefähr drei Monaten in den Militairdienst getreten, als sein Regiment Befehl bekam, sich nach einem vier Stunden von Berlin ent-



fernten Dörfe zu begeben, um daselbst, mit mehrern Andern vereinigt, größere Uebungen vorzunehmen.

Den folgenden Monat zog die Armee in's Feld. Er entwickelte während des Feldzugs so viel Muth und Geistesgegenwart, daß er sich die Aufmerksamkeit seines Obersten erwarb.

Dieser Offizier hieß Arieno. Die italienische Erwähnung seines Namens fiel Alphons auf.

„Arieno,“ sagte er bei sich selbst, „dient in der preußischen Armee. — Er wird von seinen Soldaten geliebt — der Rang, den er bekleidet, beweist, daß er sich auch die Zufriedenheit des Königs erworben hat. — Er schlägt sich mit bewundernswürdiger Tapferkeit und dennoch ist er, wie es scheint, ein Italiener.“

Arieno ward Alphons immer günstiger gesinnt und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihm dies auf die eine oder die andere Weise zu erkennen zu geben. Alphons glaubte schon, er sei erkannt, aber er irrte sich.

Als die Armee sich in die Winterquartiere zurückzog, forderte Arieno Alphons auf, den Winter bei ihm zuzubringen. Alphons nahm dieses Anerbieten mit Dankbarkeit an und folgte Arieno als Diener — wenigstens glaubte er dies.

Er ward auf angenehme Weise enttäuscht. Arieno war ebenfalls ein Kind des Unglücks.

Er hatte an der niedergeschlagenen und gedanken-

vollen Miene des jungen Alphons — der, beiläufig gesagt, bereits zum Unteroffizier avancirt war — an seinen abgebrochenen Reden, an seiner dann und wann sich zeigenden Zerstreuung bemerkt, daß er eben so wie er, sich mit einem stillen Kummer trug. Die Sympathie zog ihn zu dem jungen Grafen hin. Das einnehmende Aeußere des jungen Mannes trug ebenfalls das Seine dazu bei, Arieno für ihn zu interessiren. Er beschloß, ihn zu seinem Begleiter und Freunde zu wählen.

Die Wohnung Arieno's befand sich in der Nähe eines Dorfes, nicht ganz zwei Meilen von Frankfurt. Eine alte Frau, welche während des Sommers das Haus gehütet, bildete mit den beiden Freunden die ganze Bewohnerschaft.

Arieno's Gesichtszüge nahmen nicht sogleich zu seinen Gunsten ein, aber die Tugenden, deren Wohnsitz sein Herz war, hatten ihm bald die Achtung und Freundschaft derer gewonnen, welche ihn kannten. Sein Gespräch war gleichzeitig belehrend und unterhaltend. Alphons ward nicht müde, ihm zuzuhören, denn seine Reden waren die eines Mannes, der die Welt kennt und der von der Gewißheit eines zukünftigen Lebens durchdrungen ist.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß Arieno die  
Die feine Welt von Gothenburg. IV.

empfindliche Saite anschlug. Endlich sagte er zu Alphons:

„Ich glaube, mein junger Freund, es liegt in Ihren Manieren Etwas, was deutlich verräth, daß Ihr wahrer Rang weit höher ist, als der, in welchem ich Sie kennen gelernt habe.“

Alphons schwieg, aber sein verlegenes Gesicht verrieth die Wahrheit. Arieno fuhr fort:

„Welcher geheime Kummer lastet auf Ihrem Herzen? Theilen Sie mir die Ursache mit, vielleicht kann ich Ihnen Ihre Last erleichtern. Wenigstens werde ich sie Ihnen tragen helfen.“

Keine Antwort. Arieno fügte hinzu:

„Kennen Sie mich nicht schon hinreichend, um überzeugt zu sein, daß das Interesse, welches ich an Ihrem Glücke nehme und nicht die Befriedigung einer eiteln Neugier mich bewegt, diese Frage an Sie zu thun?“

„O mein theurer Herr und Freund,“ rief Alphons, indem er Arieno's Hand ergriff, „Ihnen verdanke ich Alles. Niemals kann meine Dankbarkeit so viele Wohlthaten vergelten. Sie sind meines ganzen Vertrauens würdig, aber ich will lieber auf Ihren freundlichen Trost verzichten, als Sie von meinen Geheimnissen unterrichten. — Ja, ja, diese müssen auf ewig in meinem Herzen vergraben bleiben.“

„Fern sei es von mir, in Sie dringen zu wollen,“ antwortete Arieno, „fürchten Sie nichts, mein Freund, ich werde meine Fragen nicht wieder erneuern.“

Ein langes Schweigen folgte auf diese Worte. Alphons brach es zuerst wieder.

„Sie sind ein Italiener, Herr Oberst, nicht wahr?“

„Ja, und Sie werden sich ohne Zweifel darüber wundern, daß Sie mich im Dienste eines deutschen Monarchen sehen?“

„Ich muß gestehen, daß dem so ist.“

„Ihr Erstaunen wird sich bald legen. Meine Geschichte ist nicht lang, ich werde sie Ihnen mittheilen.“

„Ich habe nicht das Recht, eine solche Mittheilung von Ihnen zu erwarten, mein Herr Oberst.“

„Ich zweifle durchaus nicht, daß Sie gute Gründe haben, Ihr Geheimniß zu bewahren. Ich dagegen wünsche, daß meine Geschichte der ganzen Welt bekannt sein möchte.“

Alphons verneigte sich, und Arieno begann folgendermaßen:

„Arieno's Geschichte.“

„Der Graf Arieno, mein Vater, war ein edler Venetianer. Er besaß ein unermessliches Vermögen.

Sein vor der Stadt gelegenes Haus war prachtvoll. Die Eleganz seiner Gondeln übertraf Alles, was man jemals in dieser Beziehung gesehen. Noch jung heirathete er die Tochter eines sehr reichen Senators von Genua, die er zufällig während des Carnevals gesehen. Sie war die einzige Tochter. Bei dem Tode ihres Vaters, der kurze Zeit nach ihrer Verheirathung mit dem meinigen erfolgte, erbte sie alle seine Besitzthümer.

„Im Laufe der ersten sechs Jahre ihrer Ehe gebar sie vier Kinder, drei Knaben und eine Tochter. Meine Schwester war das älteste Kind. Mein Bruder Stephano war nach ihr geboren. Ich war ein Jahr jünger als er. Der jüngste meiner Brüder starb noch als Kind. Zu der Zeit, wo ich meine Geschichte beginnen will, war mein Bruder neunzehn Jahre alt und ich achtzehn. Stephano war hochmüthig, falsch und sehr geizig. Die Mißgestalt seiner Seele verbarg sich hinter einer angenehmen Außenseite. Er war das Lieblingskind seiner Mutter, welche unumschränkte Herrschaft über ihren Gemahl ausübte.

„Es reicht hin, wenn ich hinzufüge, daß mein Bruder mir schon von meiner Kindheit an seinen Widerwillen auf alle mögliche Weise zu erkennen gab, um Sie zu überzeugen, daß mein Schicksal nicht zu beneiden war.

„Nicht weit von dem Hause meines Vaters wohnte mit ihren beiden Töchtern eine Witwe, Namens Signora Bartini. Ohne reich zu sein, lebte sie doch in Wohlstande. Ihre Töchter aber besaßen einen Schatz, der höher zu stellen ist als Reichthum, in ihrer Schönheit und ihrer Tugend. Die Älteste heirathete einen französischen Cavalier und ging mit ihm nach Frankreich.

„Die jüngste, Camilla genannt, hatte meinem Herzen eine Wunde geschlagen, welche weder die Kunst noch die Zeit zu heilen vermochte. Ueberzeugt indessen, daß ihr untergeordneter Rang und ihr geringes Vermögen mir niemals erlauben würden, sie mit Einwilligung meiner Familie zu heirathen, beschloß ich, meine Liebe in mein Herz zu verschließen. Zuweilen indessen verriethen mich meine Augen. Ich glaubte sogar bemerkt zu haben, daß Camilla meine Gefinnungen theilte. Eines Abends, gegen das Ende des Sommers, trat ich wie gewöhnlich in den kleinen Garten der Signora Bartini, in dem Augenblicke, wo mein Bruder aus dem Hause kam. Als er an mir vorüberging, rief er:

„Ich habe gerade zur rechten Zeit meinen Besuch beendigt, wie ich bemerke.“

„Er schlug ein lautes Gelächter auf und setzte seinen Weg fort.

„Ich war an die Beleidigungen meines Bruders so gewöhnt, daß ich kaum auf das achtete, was er mir sagte. Ich trat in das Haus. Ich fand Camilla weinend am Fenster und ihre Mutter neben ihr sitzend.

„Eine Menge widersprechender Gedanken durchkreuzten mein Gehirn. Ich fragte sie nach der Ursache ihrer Thränen. Ihre Mutter gab mir dafür einen unbedeutenden Grund an und lenkte das Gespräch sofort auf etwas Anderes.

„Ich konnte meine Unruhe nicht verbergen und bald nachher entfernte ich mich wieder.

„Mein Vater, meine Mutter und mein Bruder setzten sich in dem Augenblicke, wo ich eintrat, zur Abendtafel nieder.

„„Ich glaubte nicht, daß wir heute Abend das Vergnügen Deiner Gesellschaft haben würden,““ sagte meine Mutter.

„„Wie so?““ fragte ich.

„„Na, ich kann mich auch irren,““ entgegnete meine Mutter; „„es ist möglich, daß Dich Signora Bartini weiter nicht eingeladen hat, und Ambeter dürfen nicht allzu unternehmend sein.““

„Sie lachte laut auf. Mein Bruder that dasselbe.

„Ich biß mich vor stiller Wuth auf die Lippe und antwortete:

„Findest Du es tadelnswerth, liebe Mutter, daß ich dieses Haus besuche? Mein ältester Bruder hat mir erst das Beispiel dazu gegeben.“

„Sie wußten nicht, was sie antworten sollten und fingen abermals an, laut zu lachen.

„Mein Vater fixirte mich mit strengem Blicke und sagte:

„Laß Dir nicht einfallen, gegen meinen Willen Dich zu vermählen und bedenke, daß Camilla Bartini die Letzte ist, welche ich Dir erlauben würde, zu heirathen.“

„Der Kampf war zu ungleich und ich schwieg daher.

„Das Haus meines Vaters ward mir unbehaglicher als je. Ich faßte den Entschluß, eine größere Reise zu machen. Ich bat um Erlaubniß dazu. Mein Vater gewährte sie mir auf der Stelle und übergab mir gleichzeitig eine bedeutende Geldsumme. Ich hatte allerdings selbst gewünscht, seine Einwilligung zu erlangen, aber die Bereitwilligkeit, womit mir dieselbe ertheilt ward, betrückte mich. Diese Gefälligkeit war nur zu offenbar die Wirkung seiner Eingenommenheit gegen mich.

„Ich lief nach Camilla's Wohnung, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß sie nicht mehr zugegen, sondern abgereist war, um ihre Schwester in



Frankreich zu besuchen! Ich fand dieses geheimnißvolle Benehmen außerordentlich sonderbar, durfte aber doch nicht wagen, der Signora Bartini eine Erklärung darüber abzuverlangen. Ich nahm augenblicklich Abschied, und den nächsten Morgen verließ ich mein väterliches Haus.

„Es vergingen zehn Monate, ohne daß ich etwas von meiner Familie hörte. Ich schrieb an meine Mutter, um von ihr die Ursache dieses langen Schweigens zu erfahren, und bat sie zugleich, ihre Antwort nach Palermo zu adressiren. Ungefähr sechs Wochen darauf erhielt ich einige Zeilen von ihr. Sie meldete mir den Tod meines Vaters und forderte mich auf, schnell nach Venedig zurückzukommen.

„Ich verlor keine Zeit. Ich erreichte das Haus meines Vaters noch am Tage seines Begräbnisses. Als dies vorüber war, ward sein Testament geöffnet; aber man denke sich mein Erstaunen, als ich den folgenden Satz lesen hörte:

„„Meinem zweiten Sohne Philipp vermache ich wegen seines Ungehorsams gegen meine Befehle bloß fünfhundert Zechinen, damit er erfahre, daß ich es nicht vergessen habe; eben so soll er auch seiner Rechte auf alle meine anderen Besizthümer verlustig erklärt werden.““

„Das war ein Donnerschlag. Im ersten Augenblicke war ich davon wie vernichtet. Sobald ich mich ein wenig wieder gefaßt hatte, verließ ich das Haus und warf meinem Bruder einen Blick zu, der ihm hinreichend verrathen mußte, daß ich den Verräther kannte.

„Ich begab mich schnell zu Signora Bartini. Ich fand eine Magd an der Thür sitzend, welche mir sagte, daß ihre Herrin ihrer Tochter nach Frankreich gefolgt sei.

„„Wie heißt die Stadt, nach der sie sich begeben hat?““

„„Montpellier.““

„„Wie heißt der Cavalier, der ihre älteste Tochter geheirathet hat?““

„„Chevalier d'Albert.““

„Ich will nicht durch die Schilderung der Gedanken und Betrachtungen ermüden, womit mein Geist während meiner Reise nach Montpellier beschäftigt war. Ich will blos sagen, daß das Ergebniß dieses Nachdenkens die Bestätigung meines Argwohns gegen meinen Bruder war. Seine Verläumdungen waren es, die mich um die Liebe meines Vaters gebracht hatten.

„In Montpellier angelangt, ward ich durch Madame d'Albert empfangen.

„Sie werden erstaunen, mich zu sehen, Madame,“  
sagte ich zu ihr, „aber —“

„Signora Bartini trat in das Zimmer. Sie gab ihrer Tochter ein Zeichen, uns allein zu lassen. Ich setzte mich neben sie. Ich wußte nicht, wo ich anfangen sollte. Alle die schönen Reden, die ich mir während meiner Reise ausgedacht, waren mit einem Male wieder aus meinem Gedächtnisse verschwunden. Ich konnte weiter nichts, als sie nach dem Befinden Camilla's fragen.“

„Ach, Signor,“ rief diese zärtliche Mutter, „meine Tochter — die Hand des Todes ist über sie ausgebreitet.““

„Bis zu diesem Augenblicke hatte ich noch nicht gewußt, was das Unglück sei. — Alle meine übrigen Leiden schienen mir leicht im Vergleich zu diesem.“

„Ich sank von dem Sessel herab, auf welchem ich saß. Eine tödtliche Kälte durchrieselte mich. Signora Bartini hatte viel Mühe, mir die Besinnung wiederzugeben.“

„Als sie bemerkte, daß ich mich wieder zu erholen begann, rief sie:

„Sie liebten also meine arme Tochter, Signor?““

„Ob ich sie liebte! Großer Gott, sagen Sie mir, wie ich Ihnen beweisen soll, wie sehr ich sie liebte!““

„Und Sie wurden auch von ihr geliebt. Aber sie erfuhr, daß Sie sich mit einer andern vermählt hatten.“

„Neue Wunden für mein schon zerrissenes Herz.

„Signora Bartini theilte mir hierauf mit, daß an dem Abend, wo ich meinem Bruder begegnete, als er von ihr kam und wo ich ihre Tochter in Thränen fand, dieser Glende meiner Camilla die beleidigendsten Anträge gemacht hatte, weshalb sie, da sie fürchtete, durch ihre Weigerung den Zorn dieses stolzen und rachsüchtigen Mannes gereizt zu haben, ihre Tochter nach Frankreich abreißen ließ.

„Sie fügte hinzu, daß Camilla, nachdem sie meine Abreise von Venedig erfahren, überzeugt gewesen sei, ich hätte sie vergessen und sich der größten Schwermuth hingegeben habe. Ungefähr zwei Monate vor meiner Ankunft in Montpellier habe sie einen Brief erhalten, der, wie sie geglaubt, von mir hergerührt und sie von meiner Verheirathung in Kenntniß gesetzt habe.

„Diese Nachricht,“ fuhr die Signora fort, „hat sie in Verzweiflung gestürzt. Ihre Kräfte sind erschöpft, ihre geistigen Fähigkeiten vernichtet, und wir sind so weit, daß wir die verhängnißvolle Stunde herbeiwünschen müssen, welche so viel Leiden ein Ende machen wird.“

„Sie zeigte mir den Brief. Er war von der Hand meines verhassten Bruders.

„Ich unterrichtete sie von den Bestimmungen, welche mein Vater in seinem Testamente getroffen. Ich setzte sie in Kenntniß, wie viel Uebles mein Bruder mir zugefügt. Sie nahm Theil an meinem Schmerz, so wie ich an dem ihrigen.

„Noch vor Ablauf dieses Tages hauchte meine geliebte Camilla den letzten Seufzer aus. Wie soll ich den Schmerz schildern, der mich bei dieser fürchterlichen Gewißheit ergriff! Sie, mein Freund, werden leicht ermessen, daß Worte keinen Begriff davon zu geben vermögen.

„Am andern Morgen früh erzwang ich, trotz der Bemühungen ihrer Mutter und ihrer Schwester, die mich zurückhalten wollten, den Zutritt in das Zimmer, wo ihre Leiche ruhte. O, wie sehr hatte der Tod schon ihre Schönheit verändert! Welche Qualen empfand ich, als ich einige kurze Augenblicke lang mit auf die entfesselte Hülle gehefteten Augen dastand! Durch den Schmerz halb wahnsinnig gemacht, küßte ich die erstarrten Lippen. — Der Sturm meiner Gefühle war zu mächtig, ich sank bewußtlos nieder und ward, ich weiß selbst nicht wie, aus dem Zimmer des Todes getragen.

„Auf diese Weise fand dieses unschuldige und unglückliche Opfer der Lüge einen frühzeitigen Tod.

„Nachdem das Leichenbegängniß meiner Geliebten vorüber war, kehrte ich nach Venedig zurück. Die hinterlistigen Intriguen meines Bruders wurden mir nun vollständig enthüllt. Ich erfuhr, daß er meinen Vater überredet, ich hätte mich mit Camilla verheirathet, indem er ihm ein gefälschtes Certificat vorzeigte, welches angeblich von der kirchlichen Behörde in Montpellier ausgestellt war. Anfangs athmete ich nur Rache. Durch weiteres Nachdenken kam ich jedoch auf bessere Gedanken und sah ein, daß nichts mich berechtigen könne, das Blut eines Bruders zu vergießen. Ich verschmähetete es, ihm das armselige Vermächtniß abzuverlangen, welches mir mein Vater hinterlassen hatte und beschloß, Venedig auf immer zu verlassen. Ich ging nach Deutschland und trat als Freiwilliger in den Dienst des Königs von Preußen. Ich habe unter diesem Monarchen nun nahe an dreißig Jahre gedient. Seine Gnade hat mich zu dem Range erhoben, den ich gegenwärtig einnehme. Mein Bruder besitzt unermessliche Reichthümer, ich aber erfreue mich eines weit höheren Gutes, dessen Wonne er niemals schmecken wird, des Beifalls meines Gewissens.“

Alphons dankte dem Obersten für seine Erzählung, bezeugte ihm den Antheil, den er an seinem Unglück

nahm und fragte ihn, ob er, seitdem er Venedig verlassen, jemals etwas wieder von seiner Familie gehört habe.

„Vor ungefähr vierzehn Jahren,“ antwortete Arieno, „erfuhr ich zufällig, daß meine Mutter meinen Vater nicht lange überlebt, und daß mein Bruder unmittelbar nach dem Tode seines Vaters eine sehr reiche Frau geheirathet hatte, welche bei der Geburt einer Tochter, ihres ersten Kindes, gestorben war. Später habe ich durch einen Offizier, der von Venedig kam, erfahren, daß derselbe während seines Verweilens in dieser Stadt oft von dem nicht lange vorher stattgehabten Verschwinden der einzigen Tochter eines Grafen Arieno habe reden hören.“

„Es ist ein Geizhals,“ sagte jener Offizier zu mir, „er hat seine Tochter an einen Nobile verheirathen wollen, der eben so reich war als er. Das arme Mädchen liebte aber einen schwedischen Grafen. Ihr Vater hat sie gezwungen, den Nobile zu heirathen. Kurze Zeit nachher ist sie entflohen. Alle Bemühungen, ihren Zufluchtsort zu entdecken, sind vergebens gewesen.“

„So viel ich mich entsinnen kann,“ fuhr Arieno fort, „sagte mir jener Offizier, der Geliebte meiner Nichte heiße Graf von Rensfeld und stamme aus einer der vornehmsten Familien Schwedens. — So hat die

Vorsehung den Geiz meines Bruders bestraft, indem sie ihn seines einzigen Kindes beraubte.“

Bei dem Namen Renschild wechselte Alphons die Farbe; Arieno aber bemerkte es nicht, und Alphons fragte ihn, ob man nicht wenigstens Muthmaßungen über das Schicksal seiner Nichte habe.

Arieno antwortete, daß alle Nachforschungen ihres Vaters und ihres Gemahls fruchtlos gewesen seien, und daß man allgemein glaube, sie sei mit ihrem Geliebten entflohen.

Alphons suchte nun diese Mittheilung mit irgend einer Zeit des Lebens seines Vaters oder seines Onkels in Verbindung zu bringen. Sein Vater war niemals lange genug abwesend gewesen, um ein Verhältniß dieser Art anzuknüpfen, und selbst vorausgesetzt, daß er während seiner kurzen Abwesenheit eine derartige günstige Gelegenheit gefunden hätte, so gestattete doch die feurige und treue Liebe zu seiner Gemahlin eine solche Voraussetzung keineswegs. Sein Onkel war allerdings lange im Auslande gewesen, und zwar gerade zu der Zeit, in welcher Arieno die Flucht seiner Nichte verfolgte. Indessen war er ja immer wieder allein in sein Vaterland zurückgekehrt. Sein Vater und sein Onkel waren indessen die einzigen beiden Grafen Renschild, die es damals in Schweden gab, und fest überzeugt, daß es sein Vater nicht gewesen sein könne, blieb der Argwohn



des jungen Mannes an seinem Onkel haften. Er suchte nun in dem, was er gehört, Aufschluß über die Ermordung seines Vaters und das Benehmen seiner Mutter.

Sein in diese Gedanken versunkener Geist begann sich auf's Neue in fruchtlose Muthmaßungen zu verlieren.

### Drittes Kapitel.

---

Noch vor der Zeit, wo die Armeen gewöhnlich in's Feld zu rücken pflegen, erhielt Arieno Ordre, sich zu seinem Regimente zu begeben. Alphons und sein edelmüthiger Freund verließen nur ungern die ruhige Wohnung, wo sie während nur zu kurzer Zeit die süßen Tröstungen der Freundschaft genossen hatten.

Gegen das Ende des Sommers verlor Arieno in einem Gefechte das Leben. Denselben Tag stürzte Alphons mit dem Pferde und brach den rechten Arm. Erst nachdem er wiederhergestellt war, erfuhr er den Tod seines Freundes.

Erst gegen das Ende des Feldzugs war seine Wunde wieder vollkommen geheilt.

Kurz vorher war ein entscheidender Sieg erfochten worden, welcher diesem langen und blutigen Kriege ein

Ende machte. Der größte Theil der neuangeworbenen Regimenter ward wieder aufgelöst und namentlich erhielten alle Verwundeten den Abschied. Alphons, dessen Arm noch immer an Schwäche litt, glaubte nicht länger bei der Armee bleiben zu können. Er beschloß irgend einen andern, weniger gefährlichen Erwerbszweig aufzusuchen.

Nach vielem Hin- und Herüberlegen entschloß er sich, eine Anstellung bei einem neu in Gang gesetztem Silberbergwerk, in Böhmen zu suchen. Man nahm seine Dienste an und verwendete ihn zu den weniger schweren Arbeiten.

Seine Gefährten dagegen hatten sehr schwere Arbeit zu verrichten und aßen ihr Brot im eigentlichsten Sinne des Worts im Schweiß ihres Angesichts. Aber in den kurzen Augenblicken der Ruhe und Erholung schmeckte es ihnen auch um so besser.

Sie lachten und sangen fortwährend; sie erzählten einander alle Anekdoten, die sie wußten. Die Heiterkeit herrschte bei ihren Arbeiten.

Ein ganz besonderes Vergnügen fanden sie darin, Alphons zuzuhören, wenn er ihnen die Geschichten der Schlachten erzählte, die er mitgemacht. Mehrere der übrigen Arbeiter hatten ebenfalls in Kriegsdiensten gestanden. Diese fanden an seinen Erzählungen das meiste Interesse. Sie unterbrachen ihn jeden Augen-

bliek, um selbst ähnliche Ereignisse zu erzählen, denen sie beigewohnt hatten.

Alphons hatte schon ein Jahr an diesem düstern Aufenthaltsorte zugebracht. Es war kein neuer Kamerad dazu gekommen. Die Unterhaltung ward schal und flau durch die häufige Wiederholung derselben Geschichten. Es ward nun beschlossen, daß des Abends nach Beendung der Arbeit jeder Bergmann nach der Reihe die Ereignisse seines Lebens erzählen sollte.

Der Zufall wollte, daß Alphons einer der ersten war, die sich auf diese Weise genöthigt sahen, ihre Abenteuer zu erzählen. Es ward ihm nicht schwer, ein kurzes und einfaches Märchen zu ersinnen, welches seinen Zweck vollkommen erfüllte und ihn in den Augen seiner Zuhörer weder als etwas Besonderes erscheinen ließ, noch verächtlich machte.

Wenige Tage später fiel das Loos auf einen jungen Mann, dessen Heiterkeit schon oft das schallende Gelächter seiner Kameraden erweckt und dessen fremdartiger Dialekt Alphons schon längst auf die Vermuthung gebracht hatte, daß er ein Landsmann von ihm sei.

„Meine Geschichte wird nicht lang sein,“ begann er. „Mehrern von Euch habe ich schon erzählt, daß ich ein geborener Schwede bin. Meine Eltern bewirthschafiteten ein kleines Pachtgut, welches einem Grafen Renskiöld gehörte.“

Alphons spitzte die Ohren.

„D, wenn dieser würdige Mann noch lebte, so wäre ich gewiß nicht hier! Doch man kann nicht wissen, ob mir dann nicht etwas noch Schlimmeres beschieden gewesen wäre, und ich danke daher meinem Schöpfer auf jeden Fall, daß ich hier bin, und bitte ihn, mir nicht etwa in der Zukunft ein noch härteres Loos zu bescheren. Also gut. Obgleich mein Vater, nicht aus einer großen Familie abstammte, so stammt wenigstens eine große Familie von ihm ab, denn er hat mit mir nicht weniger als fünfzehn Kinder.“

Hier belohnte ein lautschallendes Gelächter der Bergleute den Wis des Erzählers. Er fuhr fort:

„Also gut; wie ich Euch schon gesagt habe, mein Vater bewirthschaftete ein kleines Pachtgut, welches dem Grafen von Renskind gehörte. Dieser Herr behandelte die Arken mit vieler Güte. Er versprach auch meinem Vater, etwas für seine Kinder zu thun. Gott schenke ihm die ewige Ruhe! — Also jetzt sind es ziemlich zwei Jahre, daß ich hier arbeite und dritthalbes, seitdem ich mein Vaterland verlassen habe. Es war ungefähr acht Monate vorher, als der Graf eine Reise machte — ich glaube nach Stockholm, doch weiß ich das nicht bestimmt.“

Man kann sich leicht denken, mit welcher Spannung Alphons zuhörte.

„Also gut! An dem Tage, wo man ihn erwartete, brachte der alte Diener, der ihn begleitet, die Nachricht, er sei einige Meilen vom Schlosse vom Pferde gestürzt und auf der Stelle todt geblieben. Der Diener bekam Befehl, wieder umzukehren und seinen Herrn an der Stelle begraben zu lassen, wo er den Tod gefunden. — Also gut. Nun hört aber den außerordentlichen Theil meiner Geschichte. Der verstorbene Graf hatte einen Sohn, der ungefähr siebzehn oder achtzehn Jahre alt war. Er war ein schöner junger Mann. Er hatte viel Aehnliches von mir, nur daß er nicht in einem Bergwerk arbeitete.“

Die Bergleute lachten wieder laut auf. Alphons seufzte tief.

„Also gut! Er verschwand und die Gräfin auch. Man suchte sie überall, aber vergebens. Indessen giebt es Leute, welche behaupten, die gute Dame habe in einem Anfall von Wahnsinn, den ihr die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls zugezogen, ihren Sohn umgebracht und sei dann, als sie wieder zu Verstande gekommen, darüber so in Verzweiflung gerathen, daß sie sich selbst das Leben genommen. — Also gut; so viel ist gewiß, daß unmittelbar darauf ein Gespenst angefangen hat, in dem Schlosse umzugehen, und alle Nächte mit dem Schlag der zwölften Stunde läutet es die große Glocke des Thurmes, welcher auf der Süd-

seite des Schlosses steht und dies ist eben die Stunde, zu welcher die Gräfin den jungen Grafen umgebracht hat.“

„Und hast Du das Gespenst gesehen?“ rief einer der Bergleute.

„D bewahre, es hat noch Niemand gewagt, sich seitdem dem Schlosse zu nähern. Es fiel von Rechts wegen dem Bruder des Grafen zu. Er begab sich dahin, blieb aber nur ein paar Tage dort. Er sah und hörte daselbst so außerordentliche Dinge, daß ihm die Lust verging, dahin zurückzukehren. Er verabschiedete alle Diener, verschloß die Thore des Schlosses, verließ das Land und ließ das Gespenst allein seine Glocke läuten. Ich kann Euch versichern, daß sich noch Niemand versucht gefühlt hat, ihm Gesellschaft zu leisten. — Also gut. Da mein Vater auf diese Weise die Unterstützung des Grafen verloren hatte, so konnte er unseren Unterhalt nicht mehr bestreiten. Mehrere meiner Brüder verließen das väterliche Haus, um ihr Glück anderwärts zu versuchen, ich that dasselbe und habe mein bescheidenes Glück hier gefunden. Ich bin jetzt ein lustiger Bergmann, und obschon unser Handwerk ein wenig niedrig ist, so halte ich es doch für eben so ehrenwerth, als das einer Menge anderer Menschen auf der Oberfläche der Erde.“

Damit war die Geschichte des jungen Mannes zu Ende. Ein Murmeln des Beifalls durchlief die Reihen

der versammelten Zuhörer. Die Bergleute trennten sich, um von der schweren Arbeit des Tages auszuruhen.

Alphons schlief nicht. Welch ein neues Feld hatte sich seinen Betrachtungen und Muthmaßungen geöffnet! — Also hier, in einem Bergwerke hörte er nach zwei Jahren zum ersten Male wieder von seiner Familie sprechen. Dieser sonderbare Umstand brachte ihn auf den Gedanken, daß der Tod seines Vaters und die Ereignisse, welche darauf gefolgt, eben kein großes Aufsehen in der Welt erregt hatten.

„Das Schloß soll jetzt ganz verlassen stehen und dennoch zu jeder Mitternacht eine Glocke geläutet werden!“

Er glaubte nicht an Geister oder Gespenster. Andererseits aber konnte er sich nicht denken, welchen Beweggrund irgend ein menschliches Wesen haben konnte, in diesem von aller menschlichen Gemeinschaft abgeschlossenen Hause zu leben? Und wie konnte darin sich Jemand aufhalten, ohne doch endlich erkannt zu werden? Er glaubte nicht an den Tod seiner Mutter. Von ihm hatte der junge Bergmann ja dasselbe gesagt. Seine Gedanken kehrten unaufhörlich zu dem zurück, was er gehört. Nichts desto weniger sah er sich, er mochte noch so viel darüber nachdenken,



immer wieder auf den Punkt zurückgeführt, von welchem er ausgegangen war.

Alphons ließ einige Zeit verstreichen, ehe er einige Fragen an den jungen Mann zu thun wagte. Alles, was er von ihm erfahren konnte, war, daß mehrere Leute den Verdacht hegten, der Graf Fredrik sei der Mörder seines Bruders, der Gräfin und seines Neffen, um Eigenthümer des Schlosses zu werden.

„Aber wenn dies der Fall wäre,“ setzte der junge Bergmann hinzu, „warum wäre er dann geflohen und hätte Alles im Sticheg elassen?“

„Das böse Gewissen hat ihn fortgetrieben,“ sagte Alphons bei sich selbst.

Seine Mutter aber hatte ihm erklärt, sein Onkel sei unschuldig, und er war fest entschlossen, keinen Verdacht gegen den zu hegen, den sie selbst von aller Schuld freigesprochen hatte.

Wenige Tage nachher besuchte ein Edelmann, welcher Böhmen bereifte, durch Neugier bewogen, das Bergwerk. Alphons und ein anderer Bergmann wurden beauftragt, ihn herumzuführen. Er war von seinem Diener begleitet. Beim Hinüberschreiten über ein schmales Brett, welches die Brücke über einen der tiefsten Abgründe des Schachts bildete, war der unglückliche Diener nicht vorsichtig genug, glitt aus, ver-

lor das Gleichgewicht und stürzte in den Abgrund hinunter. Er ward in tausend Stücken zerschmettert.

Sein Herr, welcher sich Baron von Carlsfeld nannte, ward durch den Verlust seines Dieners auf's Schmerzlichste ergriffen. Derselbe hatte ihm seit mehreren Jahren gebient und ihm viele Beweise seiner Treue und Anhänglichkeit gegeben.

Der Baron verließ den Schacht sofort wieder. Oben angelangt, war der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, sein Pferd und das seines Dieners, welche nicht weit von der Grube an einen Pfahl gebunden standen. Er bot Alphons ein anständiges Douceur, wenn er das Pferd des Dieners bis in die nächste Stadt reiten wolle. Alphons nahm diesen Vorschlag mit Vergnügen an. Sie stiegen beide zu Pferde und ritten fort.

Alphons fand seit einiger Zeit seine Lage außerordentlich unangenehm. Er war in diesen traurigen Aufenthalt aus demselben Grunde eingetreten, aus welchem er bis jetzt darin geblieben war — aus Noth. Er kannte kein anderes Mittel, sein Brot zu verdienen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, erkannt zu werden.

Indessen wünschte er doch sehr, in die Welt zurückzukehren, denn er hoffte immer noch, die Erklärung des Geheimnisses zu finden, mit welchem sein Geist unaufhörlich beschäftigt war. Demzufolge beschloß er, sich um die

Stelle des Dieners zu bewerben, der soeben auf so traurige Weise das Leben verloren hatte.

Der Baron that eine Menge Fragen an ihn, um zu ermitteln, ob er auch im Stande sein würde, die Pflichten des Amtes zu erfüllen, um welches er sich bewarb. —

Alphons antwortete auf sehr zufriedenstellende Weise und war überzeugt, daß er sehr leicht für einen Andern das thun würde, was er früher gewohnt gewesen, für sich selbst zu thun.

Es lag etwas in seinen Manieren, was dem Baron zu seinen Gunsten einnahm. Er nahm sein Anerbieten an und schrieb einige Zeilen an den Director des Bergwerks, um denselben in Kenntniß zu setzen, daß er Alphons in seinem Dienste behalten würde. —

Der Baron von Carlsfeld war ohngefähr dreißig Jahre alt und noch unverheirathet. Seine Manieren waren sehr freundlich und leutselig, und sein Charakter sehr liebenswürdig und sanft, sobald er sich nicht beleidigt glaubte, denn dann kannte sein Fühzorn keine Grenzen.

Er kam von einem Besuche bei seiner Schwester zurück, welche verheirathet war und in Prag wohnte, und befand sich auf dem Rückwege nach seinem Schlosse, welches in der Nähe von Innsbruck lag.

Alphons richtete sich in seinen neuen Dienst sehr schnell ein und versah denselben zur großen Zufriedenheit seines Herrn, der ihn mit außerordentlicher Güte behandelte. —

Alphons ging oft nach Innebruck und versäumte keine Gelegenheit, wo er hoffen konnte, irgend etwas über seine Familie zu hören, aber niemals hörte er auch nur ihren Namen aussprechen und begann allmählig zu glauben, die Erzählung des jungen Bergmannes beruhe auf keinem andern Grunde, als der ausschweifenden Phantasie einiger Dummköpfe.

Der Baron war dem Spiele sehr ergeben. Ob schon er niemals große Summen setzte, so brachte er doch einen großen Theil seiner Zeit am Spieltische zu. Eines Tages spielte er mit einem Fremden Schach. Mitten in einer Partie sah sich sein Gegner veranlaßt, einen Augenblick hinauszugehen. Der Baron hatte schon mehrere Partien gewonnen; der Fremde, der sich gedemüthigt fühlte, weil er immer verlor, behauptete, als er wieder in den Saal trat, der Baron habe eine seiner verlorenen Figuren wieder auf's Bret gestellt. Der Baron stand sogleich wüthend auf, legte die Hand an den Degen und forderte seinen Gegner auf, ihm augenblicklich zu folgen. Der Fremde war entweder glücklicher oder in der Führung des Degens gewandter, denn

er versetzte dem Baron einen tiefen Stich in die linke Seite. —

Man schaffte den Baron sofort nach Hause. Die Wunde ward für tödtlich erklärt. Er hatte viel Blut verloren und war nicht wieder im Stande, zu sprechen. Er winkte Alphons zu sich heran und gab ihm seine Börse. Dieser empfing sie, küßte die Hand seines Herrn und entfernte sich mit thränenden Augen. Der Baron zupfte seinen Beichtvater, der an seinem Bette saß, am Ärmel und deutete mit den Augen auf Alphons. Der Mönch begriff vollkommen, daß der Baron den jungen Mann seinem Schutze empfahl und versprach, für ihn zu sorgen.

Ungefähr eine Stunde später gab der Baron unter fürchterlichen Schmerzen seinen Geist auf.

#### Viertes Kapitel.

---

Als der Mönch die nöthigen Befehle ertheilt und alle Anstalten zum Begräbnisse des Barons getroffen hatte, sagte er zu Alphons:

„Junger Mann, Sie scheinen über den Tod Ihres Herrn sehr betrübt zu sein.“

Alphons weinte bitterlich.

„Ich habe meinen einzigen Freund verloren,“ rief er.

„Geben Sie sich nicht Ihrer Verzweiflung hin,“

antwortete der Mönch; „Ihr Gönner hat Sie mir empfohlen. Ich werde Mittel finden, für Ihr ferneres Fortkommen zu sorgen, Sie können dessen versichert sein.“

Diese Worte beschwichtigten die Unruhe des jungen Mannes ein wenig.

„Leben Sie wohl,“ fuhr der Vater fort; „setzen Sie Ihr Vertrauen auf den Himmel. Unterwerfen

Sie sich seinem Willen, er wird Sie für diesen Verlust wieder entschädigen. Ich werde morgen wieder hierher kommen.“

Er ging.

Am andern Morgen fühlte sich Alphons schon um Vieles ruhiger. Zur bestimmten Stunde erschien der Pater Matthias wieder.

„Guten Tag, junger Mann.“

„Ich grüße Sie, verehrungswürdiger Vater.“

„Ich habe nicht aufgehört, an Sie zu denken, seitdem ich Sie verlassen habe. Das Versprechen, welches man einem Sterbenden gegeben, muß heilig sein, besonders einem Diener der Kirche. Ich habe dem Baron versprochen, mich mit Ihrem Schicksale zu beschäftigen. Ich glaube ein gutes Unterkommen für Sie gefunden zu haben. Sie sollen selbst darüber urtheilen. Ich bin der Beichtvater des St. Helenen Klosters, welches ungefähr eine Stunde Weges von hier entfernt ist. Der Sacristan dieses Hauses ist vor ungefähr vierzehn Tagen gestorben und seine Stelle ist noch nicht wieder besetzt. Wollen Sie sein Nachfolger werden?“

Alphons war als Schwede in der protestantischen Religion geboren und erzogen, aber er hatte schon während seines Aufenthaltes in Böhmen einsehen gelernt, daß es für ihn rathlich sein werde, wenn er sich äußerlich

zum Katholicismus bekenne, so daß Alle, mit denen er in Berührung gekommen war, ihn auch wirklich für einen solchen hielten.

Er bewilligte sich, den ihm angebotenen Dienst anzunehmen. Der Mönch versprach ihm, ihn noch diesen Abend selbst nach dem Kloster zu führen. Alphons warf einen traurigen, letzten Blick auf die schon entstellte Leiche seines unglücklichen Herrn. Zur festgesetzten Stunde machten sie sich auf den Weg.

Das St. Helenenkloster war ein ungeheures Gebäude. Seine schwarzen, mit Moos bedeckten Thürme waren Zeugen seines Alters, und die an den dicken Mauern stehenden ausgehauenen Heiligenbilder verkündeten seine heilige Bestimmung.

Der Mönch öffnete eine kleine Thür in der Nähe der Kapelle, zu der er den Schlüssel immer bei sich trug und ließ Alphons in einen langen Kreuzgang treten. Am Ende des Kreuzganges befand sich wieder eine Thür, welche in den innern Hof des Klosters führte. Dieser Hof war sehr geräumig, und auf beiden Seiten desselben befanden sich lange Corridore, auf welchen man zu den Zellen der Nonnen gelangte. Mittelft einer breiten Treppe gelangte man zu den Zellen der ersten Etage. Das Zimmer der Aebtissin hatte die Aussicht auf den Hof. —

Der Mönch schlug den Weg nach diesem Zimmer



ein und forderte Alphons auf, ihm zu folgen. Die Aebtissin war allein. Der Pater Matthias theilte ihr mit, wer der junge Mann sei, den er ihr zuführte.

Die Aebtissin empfing ihn freundlich und gütig. Sie sprach mehrere Minuten erst leise mit dem Mönch, worauf sie Alphons anredete und ihm sagte, da er die Pflichten seines neuen Amtes natürlich noch nicht kenne, so werde ihn die Pfortnerin während der ersten drei Tage und Nächte begleiten und unterrichten. Nachdem sie ihn noch ermahnt, sich seiner wichtigen Function mit Pünktlichkeit und Eifer zu entledigen, klingelte sie. Die Pfortnerin erschien. Die Aebtissin theilte ihr mit, daß Alphons der Nachfolger des verstorbenen Sacristans sei. Sie befahl ihr, ihm sein Zimmer zu zeigen und ihm alle nöthigen Instructionen zu geben. Alphons folgte der Pfortnerin.

Diese war ungefähr fünfzig Jahre alt, sehr verwachsen und häßlich, dabei besaß sie aber einen ziemlich guten Humor und eine unerschöpfliche Geschwätzigkeit.

„Kommen Sie und folgen Sie mir,“ sagte sie, sobald die Thür sich hinter ihnen geschlossen hatte, „ich werde Ihnen Ihr Zimmer zeigen. Es ist sehr hübsch. O grüßen Sie doch das Kreuz, junger Mann, grüßen Sie doch das Kreuz!“

Alphons hob die Augen auf und bemerkte ein von dem Gewölbe, unter welchem sie hinschritten, herab-

hängendes Kreuz. Fast fürchtete er schon, als Nichtkatholik erkannt zu werden und beeilte sich daher, der Aufforderung Perilla's — so hieß die Pförtnerin — zu genügen. Diese fuhr fort:

„Es wird mir nicht schwer fallen, Ihnen aus einander zu setzen, worin Ihr Dienst besteht. Sie werden hier das angenehmste Leben führen, das versichere ich Ihnen. Jetzt haben wir bald die Stunde der Vesper. Um acht Uhr läuten Sie die Glocke und rüsten die Kapelle für das Abendgebet; zu Mitternacht läuten Sie wieder die Glocke und rüsten die Kapelle zur Nachmesse; um sechs Uhr Morgens läuten Sie wieder die Glocke und rüsten die Kapelle zum Morgengebet; um zehn Uhr läuten Sie die Glocke und rüsten die Kapelle zur Messe und um vier Uhr Nachmittags läuten Sie abermals die Glocke und rüsten die Kapelle zur Vesper. Das ist Alles, was Sie zu thun haben. Auch müssen Sie mir die Kapelle säubern und die Zierrathen putzen helfen. Die ganze übrige Zeit können Sie für sich anwenden.“

Sie war eben mit dieser Auseinandersetzung fertig, als sie eben vor der Thür standen, welche zu dem Zimmer des Sacristans führte.

„Hier,“ rief die Pförtnerin, indem sie die Thür aufschloß, „werden Sie wohnen wie ein Prinz. Dieses Zimmer dicht neben dem Ihrigen, gehört dem Vater

Matthias, und das auf der andern Seite ist das meinige. Dieser Corridor," setzte sie hinzu, indem sie eine gegenüber befindliche Thür öffnete, „führt nach der Kapelle. Geben Sie ja Acht, die auf dem Altare brennenden Wachskerzen niemals auslöschen zu lassen. Wenn sie weit herabgebrannt sind, so rufen Sie mich nur und ich werde Ihnen andre geben. Nunmehr glaube ich Ihnen Alles gesagt zu haben. Sie können also mit mir kommen und wenn es Ihnen gelegen ist, so können wir bis zum Abendgebet beisammen bleiben."

Alphons folgte ihr in ihr Zimmer.

Perilla besaß noch ein wenig Geschmack an der Welt, obschon sie dieselbe seit mehr als dreißig Jahren verlassen hatte. Sie hoffte, daß der neue Sacristan ihr frische Nachrichten mitbrächte. Alphons war aber von allen Menschen am wenigsten geeignet, ihre Neugier zu befriedigen. Anfangs glaubte sie, sein hartnäckiges Schweigen habe seinen Grund in Zurückhaltung und Schüchternheit. Sie begann ihm selbst mit einem guten Beispiel voranzugehen, indem sie ihm verschiedene Anekdoten von den Nonnen erzählte. Endlich unterbrach sie sich selbst und rief:

„Schnell, schnell, eben läuft die Sanduhr ab, gehen Sie und läuten Sie die Glocke. — Noch einen Augensblick; legen Sie erst Ihren Chorrock an. — Er ist Ihnen um den Hals herum ein wenig zu enge. Schon

gut. Wir werden Ihnen einen neuen machen lassen.

— Gehen wir.“

Alphons folgte ihr nach der Kapelle.

Er läutete die vorgeschriebene Anzahl von Schlägen.

„Nun folgen Sie mir,“ sagte Perilla.

Alphons gehorchte. Sie durchschritten die Kapelle.

„Durch diese Thür werden die Nonnen hereinkommen. Halten Sie dieses Gefäß mit dem Weihwasser. Die Nonnen werden sich damit das Zeichen des Kreuzes machen, damit der Böse während ihres Gebetes keine Gewalt über sie habe. Ich werde mittlerweile die Kerzen anzünden. Ein ander Mal werden Sie das aber Alles selbst besorgen.“

Die Nonnen traten eine nach der andern herein.

Sobald sie den heiligen Boden berührten, hoben sie ihre Schleier, und tauchten einen Finger in das Gefäß, welches Alphons hielt. Als sie alle eingetreten waren, forderte die Pförtnerin Alphons wieder auf, ihr zu folgen. Sie gingen mit einander hinter den Altar. Sie hieß ihn dem Vater Matthias seine priesterlichen Gewänder anlegen helfen. Der Mönch sprach sodann das Gebet, in welches die Nonnen einstimmten. Nachdem noch die Nachhymne gesungen worden, empfingen sie den Segen und zogen sich in ihre Zellen zurück.

In Gemäßheit der erhaltenen Instruktion löschte Alphons nun alle Kerzen aus, bis auf zwei, welche

immer auf dem Altare brennen bleiben mußten. Nachdem er die Thüren der Kapelle wieder verschlossen, folgte er Perilla auf ihr Zimmer, wo er mit ihr zu Abend speisete. Die Mahlzeit dauerte nicht lange.

„Kommen Sie,“ sagte sie, „Pater Matthias hat sich schlafen gelegt. Wir müssen nun ebenfalls die Ruhe suchen.“ Sie reichte ihm eine Lampe, begleitete ihn bis an die Thür seines Zimmers und sagte dann:

„Gute Nacht! Verfehlen Sie ja nicht vor Mitternacht aufzuwachen.“

Alphons schlief nicht. Er fürchtete, wenn er einschlief, die Stunde zu verschlafen und dadurch eine unvortheilhafte Meinung von seiner Wachsamkeit zu veranlassen. Perilla's Schnarchen, welches aus dem Nebenzimmer zu ihm herüber drang, überzeugte ihn bald, daß diese nicht von derselben Unruhe gepeinigt ward. Nichtsdestoweniger wachte sie einige Minuten vor Mitternacht auf, kam an seine Thür und meldete ihm, daß es Zeit sei, die Glocke zu läuten.

Ganz dieselben Ceremonieen wiederholten sich. Als sie beendet waren, legte sich Alphons wieder zu Bett. Die Neuheit und Eigenthümlichkeit seiner Lage erlaubten ihm jedoch nicht, fest zu schlafen. Bei dem ersten Geräusche, welches er in Perilla's Zimmer vernahm, stand er auf. Er fand sie schon an der Thür seines

Simmers. Nachdem das Morgengebet vorüber war, sagte Perilla zu Alphons:

„Jetzt haben wir die Kapelle zu säubern.“

Sie deutete ihm an, was es zu thun gäbe, und machte sich dann an ihre eigene Arbeit.

Alphons fühlte sich so glücklich, als die Unruhe und Aufregung seines Geistes ihm erlaubten. Endlich hatte er ein Asyl gefunden, wo er nicht mehr die scho-nungslosen Blicke der Welt zu fürchten hatte. Die Gewohnheit machte ihm allmählig das öftere Aufstehen weniger beschwerlich und bald brauchte er nicht mehr die Sanduhr zu Rathe zu ziehen, welche Perilla ihm gegeben hatte. Der Pater Matthias zeigte sich sehr freundlich und rücksichtsvoll gegen ihn.

Dieser Letztere hatte bemerkt, daß die Kenntnisse und Geistesbildung des jungen Mannes einen weit höhern Stand verriethen, als in welchem er ihn gefunden hatte.

Er theilte Alphons seine Vermuthungen ohne Rückhalt mit, und Alphons gestand die Richtigkeit derselben zu, erklärte aber gleichzeitig seinen festen Entschluß, sein Geheimniß zu bewahren. Der fromme Priester beklagte sein Unglück, ohne es zu kennen. Er ließ ihm Bücher, um sich in seinen Mußestunden auf eine nützliche Weise zu beschäftigen und verbrachte in seiner Ge-

ellschaft alle Stunden, welche ihm sein Amt übrig ließ.

Es befanden sich in dem Kloster der heiligen Helena sechsunddreißig Nonnen und zehn Novizen. Unter diesen letztern befand sich eine, Namens Lauretta, deren schöne, sanfte Gesichtsbildung allemal Alphons' Aufmerksamkeit erregte, wenn er ihr den Weihwasserkeßel präsentirte. Wenn er die Liebe gekannt hatte, so würde er sofort bemerkt haben, daß die junge Novize ihm eine heftige Leidenschaft eingeflößt hatte. Die Erscheinung Lauretta's war die Freude seines Herzens. Sobald sie die Kapelle verlassen hatte, dachte er an weiter nichts, als an den Augenblick, wo sie wieder erscheinen würde.

Seit ungefähr sechs Monaten war Alphons Sacristan des Klosters. Eines Tages, als er sich mit dem Pater Matthias vertraulich unterhielt, wagte er ihn zu fragen, wer diese junge Novize sei, deren Schönheit einen so starken Eindruck auf ihn gemacht hatte.

„Ach, die Unglückliche,“ antwortete der fromme Mann; „die Frau Kechtissin und ich kennen allein die Geschichte ihrer Geburt. Da Sie aber ein junger Mann sind, dem man Vertrauen schenken kann, so glaube ich Ihnen ohne Indiscretion die ganze Sache mittheilen zu können. Hören Sie.“

Alphons verneigte sich bescheiden. Der gute Mönch begann folgendermaßen:

„Es sind jetzt ungefähr siebzehn Jahre her, als eines Abends gegen das Ende des Monats December — es war ein fürchterliches Wetter — ein dreß Mal wiederholtes schwaches Klopfen die Pförtnerin an das äußere Thor des Klosters rief. Eine sanfte Stimme verlangte in dem Kloster Schutz gegen das Unwetter zu finden und berief sich auf die Aebtissin, deren Namen sie nannte. Die Pförtnerin öffnete. Ein junger Mann — wenigstens glaubte sie das — in Pilgerkleidung trat auf einen Stock gestützt ein. Die Pförtnerin schloß das Thor wieder und nachdem sie den vermeinten jungen Mann in das Gemach der Aebtissin geführt, hatte die Fremde kaum die Worte gesprochen: „Schützen Sie eine unglückliche Frau!“ als sie zu den Füßen der Aebtissin niedersank.

„Von Anstrengung erschöpft und vor Kälte erstarrt, brauchte die Fremde lange Zeit, ehe sie wieder zur Besinnung kam. Man stößte ihr einen stärkenden Trank ein, der endlich das Leben in ihr wieder zurückrief. Freudenthränen strömten von ihren Wangen herab, als die Aebtissin ihr versicherte, daß sie in der That hier eine Zuflucht gefunden habe. Nachdem sie einige Nahrung zu sich genommen, sich aber immer noch zu schwach fühlte, um sich über das Geheimniß ihrer Ankunft und



ihrer Bekleidung näher auszusprechen, bat sie um Erlaubniß, sich zur Ruhe begeben zu dürfen.

„Den nächsten Tag hatte sie sich von ihren Strapazen und Leiden wieder ein wenig erholt. Sie beschwor die Aebtissin, sie nicht an Die auszuliefern, welche vielleicht kämen, um sie zurückzuverlangen.

„Die Aebtissin versicherte sie des vollkommensten Schutzes der Kirche, und da sie bemerkte, daß sie immer noch sehr schwach und leidend war, so enthielt sie sich, weitere Fragen an sie thun.

„Nach Verlauf von einigen Tagen war sie vollkommen wiederhergestellt, aber eine schwere Melancholie, die zuweilen von Delirium begleitet war, umdunkelte ihren Geist. Indessen theilte sie von freien Stücken der Aebtissin und mir die Ursachen ihres Kummers mit.

„In der Folge — denn sie beschäftigte sich gern mit ihrem Kummer — schrieb sie selbst ihre Lebensgeschichte nieder und übergab mir dieselbe zur Aufbewahrung. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich, weil ich nun weiß, daß Sie ein Mann von Stand und Bildung sind, der das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen wird, mir einmal eine kleine Abweichung von meiner strengen Pflicht gestatten will. Ich verlasse mich aber auf Ihre Discretion. Diese Geheimnisse dürfen niemals außerhalb der Mauern dieses Klosters bekannt

werden. Ich werde Ihnen das Manuscript auf einige Stunden in die Hände geben. Lesen Sie es, während ich mich zur Schwester Velina begeben, welche gefährlich erkrankt ist, um mit ihr gemeinschaftlich um Gesundheit oder, falls der Himmel ihr diese nicht schenken will, um baldige Erlösung von allen irdischen Leiden zu beten."

Alphons versprach, das Geheimniß zu bewahren, und nachdem er das Manuscript von dem guten Vater erhalten, begab er sich auf sein Zimmer.

#### Lauretta's Geschichte.

„Mein Name ist Lauretta. Ich bin die einzige Tochter des Grafen Arieno, eines edeln Venetianers. Meine Mutter starb, indem sie mir das Leben gab. Mein Vermögen war meiner hohen Geburt angemessen. Sobald ich alt genug war, um heirathen zu können, sah ich mich von einer Menge Anbeter, wenn nicht meiner Person, doch wenigstens meines Vermögens wegen, umringt.

„Der Zufall führte mich mit dem Grafen von Renskitz, einem schwedischen Edelmann, zusammen.

Wenn ich hier die Schilderung seiner Person einflöchten wollte, so würde der Leser kaum glauben, daß es jemals einen so vollendeten Mann gegeben habe. Es reiche daher hin, wenn ich sage, daß ich ihn so fand.

„Anfangs überredete ich mich, daß meine Aufmerksamkeit für ihn nichts weiter seien, als die Huldigung, die ich seinen glänzenden Vorzügen zollte. Alle Frauen, mit welchen ich damals näher bekannt war, schienen ihm mit derselben Rücksicht zu begegnen. Aber leider bemerkte ich bald, daß ich den Mann anbetete, welchen Andere nur bewunderten.

„Wie liebenswürdig ist doch die Kindheit der Liebe! Wie sollte man in diesen süßen Augenblicken die grausamen Qualen voraussehen, welche sie uns bereitet? — Unheilvolle Verblendung! dir verdanke ich alles Unglück meines Lebens.

„Eine wechselseitige Liebe entzündete unsere Herzen. Ich hörte meinen Geliebten mit Entzücken an. Wer vermöchte sein Entzücken zu beschreiben, als ich ihm meine beständige Liebe und ewige Treue versicherte!

„Ein Hinderniß, an welches die Liebenden selten denken, verschloß mir aber den Weg, der, wie ich glaube, mich zum Gipfel der menschlichen Glückseligkeit führen mußte.

„Was ist der Reichthum für ein wahrhaft liebende

des Herz? Mein theurer Fredrik betete mich an; er war in meinen Augen der reichste aller Menschen. Mein Vater, der das Verdienst nur auf der Goldwage wog, hatte mich dem Grafen Byroff bestimmt, einem venetianischen Nobile von griechischer Abstammung, dessen Reichthum unermesslich war.

„Graf Byroff befand sich damals auf Reisen. Mein Vater befahl mir, einer Leidenschaft zu entsagen, an der mein Leben hing. Auch gab ich mir keine Mühe, sie zu überwinden. Lieber hätte ich tausendmal den Tod erlitten, als der Liebe zu meinem Fredrik entsagt. Mein Geliebter ward genöthigt, seine Besuche einzustellen. Mein Vater drohte mir, mich in ein Kloster sperren zu lassen, wenn er mich noch einmal mit ihm zusammen träfe. Welche Qualen hatte ich in seiner Abwesenheit zu dulden! Indessen, die ferne Hoffnung, mich einmal doch noch ohne Zwang der Liebe zu meinem theuern Fredrik hingeben zu können, hielt meinen Muth aufrecht.

„Endlich gelang es mir, ihm im Garten meiner Tante ein Rendezvous zu geben. Die Freude, ihn wieder zu sehen, hätte mich beinahe alle meine Leiden vergessen lassen. Ich schwur ihm daher von Neuem ewige Treue, und forderte den Himmel auf, mich zu strafen, wenn ich jemals meinem Schwure untreu würde.

„Kurze Zeit nach dieser Zusammenkunft, als ich

eines Tages allein in meinem Zimmer war, um über mein trauriges Schicksal nachzudenken und einen Brief von meinem Fredrik, den ich heimlich erhalten, mit meinen Thränen zu benezen, trat mein Vater ein und meldete mir die Rückkehr des Grafen Wyroff. Es möge jedes gefühlvolle Herz sich den Schmerz denken, von welchem das meine bei dieser furchtbaren Nachricht erfüllt ward.

„Ich versuchte es nicht, nutzlose Gegenvorstellungen zu machen. Ich wußte, daß das Urtheil unwiderrüchlich und unerschütterlich fest stand.

„Am Abend desselben Tages fand sich der mir bestimmte Gatte bei meinem Vater ein. Man meldete mir den Befehl meines Vaters, in den Salon herunter zu kommen. Graf Wyroff kam mir entgegen und faßte mich bei der Hand. Ich wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Ich hätte es nicht ertragen können, denen eines Mannes zu begegnen, den ich als den Vernichter meines Lebensglückes betrachtete. Ich muß ihm jedoch Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß ich, mit Ausnahme eines Einzigen, niemals einen Mann kennen gelernt habe, der geeigneter gewesen wäre, eine Frau glücklich zu machen. Wenn er mein Bruder gewesen wäre, so hätte ich ihn zärtlich geliebt, und obschon er sich mir in einer verhassten Eigenschaft näherte, so fühlte ich mich doch gedrungen, ihn zu achten. Aber

dieses Gefühl war sehr verschieden von dem, welches er mir einflößen wollte. Er beklagte sich, wiewohl sanft und ehrerbietig, über meine Kälte. Es gelang ihm, mir einen so hohen Begriff von seiner Großmuth beizubringen, daß ich mehrmals auf den Gedanken kam, ihm das verhängnißvolle Geheimniß meines Herzens zu enthüllen und sein Mitleid anzusehen. Wie vieles Unglück wäre durch ein solches Geständniß abgewendet, welch ein entsetzliches Verbrechen nicht verübt worden!

„Endlich ward der so lange gefürchtete Tag festgesetzt. Man meldete mir eines Abends, daß den nächsten Tag früh der Graf Byroff mich zum Altar führen würde. Ich eilte, mich meinem Vater zu Füßen zu werfen. Ich rief sein Mitleid an und umfaßte seine Kniee. Ich bemüdete mich, ihn durch alle mögliche Mittel von seiner Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu überzeugen. Ich beschwor ihn, sein Herz den Bitten seiner einzigen Tochter nicht zu verschließen. Ich wagte sogar, ihm mit den Vorwürfen seines Gewissens zu drohen. Aber er war taub gegen jede andere Stimme, als die des Eigennuzes. Nachdem er mich rauh zurückgestoßen, rief er:

„Gehorche, oder Du bist nicht meine Tochter!“

„Er warf mir einen fürchterlichen Blick zu und verließ das Zimmer. Sobald ich mich wieder ein wenig erholt hatte, nahm ich den Arm meiner Kam-

merfrau und ging zu meiner Tante, wo ich Fredrik schon einmal gesehen und gesprochen hatte.

„Diese sehr verständige Frau hatte mit ihrem Bruder durchaus keine Aehnlichkeit — weder des Gesichts, noch des Herzens. Ich sagte ihr Alles. Sie ward sehr gerührt durch mein Unglück; aber da sie finanziell ganz von meinem Vater abhing, so konnte sie nichts thun, um den mir drohenden Schlag abzuwenden. Ich bat sie, Fredrik rufen zu lassen.

„Sie hatte die Güte, einzuwilligen. Ich brachte zwei Stunden in der qualvollsten Spannung zu. Endlich kam der ausgesendete Bote zurück und meldete mir, daß Fredrik nicht in Venedig sei, daß er wegen einer dringenden Angelegenheit die Stadt schon seit mehreren Tagen verlassen habe, aber unverweilt zurück erwartet werde.

„Meine Tante versprach mir, den nächsten Morgen sehr zeitig wieder nachfragen zu lassen, ob er zurück gekommen sei, und wenn er es wäre, es mir auf der Stelle zu melden.

„Ich kehrte in das Haus meines Vaters zurück, wie ein Verbrecher, welcher weiß, daß seine Hinrichtung unvermeidlich ist, und sich daher ohne Widerstand fort-schleppen läßt.

„Als ich wieder nach Hause kam, ging ich sogleich hinauf in mein Zimmer. Ich warf mich auf mein

Bett, wo ich auf's Neue meinen Thränen freien Lauf ließ. Meine Kammerfrau konnte sie nicht fließen sehen, ohne deren auch zu vergießen. Sie war seit dem Tode meiner Mutter meine treue Freundin und Dienerin, und hing mit ganzer Seele an mir. Sie bemühet sich, mich zu trösten. Vergebliche Bemühung! Sie konnte mir bloß eine unmögliche Resignation empfehlen und mir Hoffnung auf ein Einschreiten der Vorsehung machen, welches mir nicht beschieden sein sollte.

„Als ich wieder etwas ruhiger war, begann ich über den Entschluß nachzudenken, den ich nun zu fassen hatte. — Sollte ich aus dem väterlichen Hause entfliehen? Sollte ich mich in Fredriks Arme werfen? — Ganz gewiß nahm er mich mit Freude und Entzücken auf. — Man hatte mir oft gesagt, die Männer seien falsch, unbeständig und grausam, und verachteten im Unglück Diejenigen, welche sie im Glück geliebt haben.

„Mein, nein,“ sagte ich bei mir selbst, „so ist Fredrik nicht. O nein; welche Versprechungen hat er mir nicht gegeben! Wie oft hat er mir nicht ewige Treue geschworen! Ja, ich werde mich in seine Arme werfen, er wird mich mit Entzücken empfangen. — Aber, wenn er untreu wäre — wenn er Lauretta nicht mehr so liebte, wie früher! Welchen Grund kann er



gehabt haben, sich gerade in diesem Augenblicke zu entfernen?“

„In meiner Verzweiflung überhäufte ich meinen Geliebten mit Vorwürfen, als ob er zugegen gewesen wäre, und als ob er sie verdient hätte. Sobald der Gedanke an eine Untreue Fredriks einmal Raum in mir gewonnen hatte, ward ich ruhiger. Ich dachte sogar mit weniger Entsetzen an meine bevorstehende Vermählung. Der Leser wird sich ganz gewiß eine so seltsame und plötzliche Veränderung nicht denken können. Aber man denke an die Lage, in der ich mich befand. Ich sah mich auf dem Punkte, mich von meinem Vater verlassen und verflucht, und von dem, für welchen ich Alles geopfert haben würde, vielleicht sogar verachtet zu sehen. Man wird, wenn man dies bedenkt, weniger erstaunen, wenn ich mich so schnell mit dem Gedanken vertraut machte, mein Schicksal mit dem eines Mannes zu vereinigen, den ich achtete.

„Am andern Morgen ließ mir meine Tante sagen, daß Fredrik immer noch nicht zurück sei.

„Ich sehe es nur zu gut,“ rief ich, „er hat mich vergessen. O grausamer Fredrik, wo sind Deine Versprechungen, Deine Schwüre!“

„In diesem Augenblicke trat mein Vater ins Zimmer und befahl mir, dem Grafen Byroff zum Altare zu folgen. Ich vergaß alle meine Entschlüsse, und

würde besinnungslos zu den Füßen meines Vaters niedergesunken sein, wenn die Stimme des Grafen Byroff mich nicht aus meiner schmerzlichen Lethargie aufgeschreckt hätte. Er faßte mich bei der Hand. Sie zitterte. Er hielt den Widerstand, den ich ihm entgegensetzte, für jungfräuliche Schüchternheit und suchte mich durch die lebhaftesten Beteuerungen seiner Liebe und Hingebung zu ermuthigen.

„Wir traten mit einander in die Kapelle; als ich dieselbe wieder verließ, war ich seine Gattin.

„Nachdem mein Schicksal einmal entschieden war, fühlte ich mich, so sonderbar es auch klingen mag, durch die grausame Qual der Ungewißheit gewissermaßen getröstet, und ich beschloß, mich in den nun unwiderruflich feststehenden Urtheilspruch meines Geschickes zu fügen.

„Der Tag verging in rauschenden Freudenfesten. Ich bemüdete mich, heiter zu scheinen. Wenn die Furcht, die ich vor meinem Vater hatte, meine Lippen nöthigte zu lächeln, so zwang die Liebe, die ich für Fredrik empfand, mein Herz, zu seufzen.

„Ich empfing von meinen Verwandten an diesem Tage eine Menge Geschenke. Graf Byroff schenkte mir Diamanten von unschätzbarem Werthe. Selbst die knauerige Hand meines Vaters that sich auf. Er schenkte mir ein prachtvolles Perlenhalsband, den ein-

zigen Schmuck, den ich noch besitze. Ich hebe es noch immer zum Andenken dessen auf, der mir es gegeben, trotz seiner Ungerechtigkeit und Barbarei.

„Nie brachte eine Frau den ersten Tag ihrer Ehe trauriger als ich zu. Als die Nacht den rauschenden Vergnügungen ein Ende machte und mir gestattete, mich meinen Betrachtungen zu überlassen, fühlte ich, daß meine Liebe zu Fredrik mir tiefer als je im Herzen saß.

„Während des nächsten Vormittags empfing ich den Besuch meiner Tante. Ich fragte sie begierig nach Fredrik. — Er war noch nicht zurück.

„Trotz meiner Bemühungen, heiter zu scheinen, stand mir die Unruhe und das Herzeleid auf der Stirn geschrieben. Graf Byroff bot alle Mittel auf, die er für geeignet hielt, mich zu zerstreuen. Mein Vater, der die Ursache meiner Melancholie wohl kannte, benutzte die erste Gelegenheit, mir mit seinem ganzen Zorne zu drohen, wenn ich fortführe, eine verbrecherische Leidenschaft in meinem Herzen zu nähren.

„Einen Monat nach meiner Verheirathung meldete mir meine Tante, daß Fredrik endlich zurückgekehrt und ganz rasend geworden sei, als er die verhängnißvolle Nachricht erfahren. Zum Glück war mein Vater abwesend. Ich begab mich auf der Stelle zu meiner Tante, wo ich meinen einzigen Geliebten wieder sah.

Aber leider! niemals vergossen zwei treue Liebende, die sich auf ewig Lebenswohl sagen; ehe sie sich in die Mauern eines Klosters begraben, mehr Thränen als wir. Ich bat meinen theuern Fredrik, mir den Schritt zu verzeihen, zu welchem mich die Drohungen eines barbarischen Vaters gezwungen hatten. Ich beschwor ihn, Mitleiden mit mir zu haben und mich auch ferner zu lieben. Ja, auch ich liebte ihn immer noch und wollte auch immer von ihm geliebt sein. Man verstehe mich nicht falsch und glaube nicht, daß ich ein Verbrechen zu beweinen habe. Nein, Gott ist mein Zeuge, daß mir mitten in allem Unglück meines Lebens noch immer der süße Trost geblieben ist, den ein reines Gewissen gibt.

„O Fredrik, wenn Du von dem Himmel, in welchem Du jetzt wohnst, einen Blick herabwirfst auf Deine treue Lauretta, die Dir treu geblieben bis in die Arme des Todes, bezeuge Du heute meine Unschuld. Mein Herz, das weißt Du, ist, obgleich entzündet von den Flammen der Liebe, der Tugend eben so treu geblieben, als Dir!

„Eine Zeitlang fuhr ich fort, Fredrik beinahe alle Tage bei meiner Tante zu sehen. Ein an und für sich unbedeutender Umstand verrieth mir, daß unsere Zusammenkünfte entdeckt waren. Da ich mich nicht mehr dorthin begeben konnte, so besuchte ich mich, ihm die

Gründe meines Ausbleibens schriftlich zu melden. Wir begannen nun einen täglichen Briefwechsel, der uns über das Unglück tröstete, uns nicht mehr sehen zu können. Ein treuer Diener meiner Tante holte meine Briefe und überbrachte mir die meines theuern Fredrik.

„Vierzehn Tage nach dem Beginn dieser Correspondenz erfuhr ich, daß mein Vater und mein Gemahl sich anschickten, eine kleine Reise zu machen und erst nach zwei Tagen wiederkommen wollten. Am Morgen des Tages, wo Graf Byroff mir meldete, daß er verreisen würde, schickte ich durch unseren treuen Boten einen Brief an Fredrik, um ihm zu sagen, daß die Abwesenheit meines Vaters und meines Gemahls mir erlauben würde, ihn nächsten Abend bei meiner Tante zu sprechen.

„Am Nachmittage nahmen mein Vater und Graf Byroff von mir Abschied und entfernten sich. Zwei Stunden, nachdem sie fort waren, begab ich mich zu meiner Tante. Sie war sehr erstaunt, mich zu sehen; ich erklärte ihr Alles. Sie wünschte mir Glück zu der mir bevorstehenden Freude, meinen Geliebten wieder zu sehen. Sie ließ den Diener rufen, um ihn zu fragen, ob er Fredrik zu Hause getroffen habe. Aber unser Bote war noch nicht wieder zurück.

„So vergingen drei Stunden, und ich wartete

immer noch in der größten Unruhe. Weber Fredrik noch der Diener erschienen. Ich konnte mir, um mich ein Wenig zu beruhigen, weiter nichts denken, als daß Fredrik nicht zu Hause gewesen, und daß der Diener ihn aufsuche.

„Bald ward ich meiner Ungewißheit entrisen. O, man denke sich mein Erstaunen, meinen Schrecken! Wir hörten Jemand die Treppe heraufkommen, meine Tante eilte, die Thür zu öffnen, und — mein Vater tritt ein. Ich stieß einen furchtbaren Schrei aus und stürzte besinnungslos zu den Füßen meiner Tante nieder. Als ich wieder zu mir kam, sah ich mich in meinem Bett.

„O Fredrik, Du bist mir also auf immer verloren!“ rief ich. „Denn der erste Gedanke, der mir einkam, war, daß der Degen des Grafen Byroff das Herz meines Geliebten durchbohrt habe. Dies war auch nur zu wahr. Mein Gemahl saß an meinem Bett. Ich warf ihm seine Grausamkeit in den heftigsten Ausdrücken vor, die mein Schmerz mir eingab. Ich erzählte ihm die ganze Geschichte meiner Liebe, und nachdem ich einen Strom von Thränen vergossen, überhäufte ich ihn mit neuen Vorwürfen.

„Dein Vater,“ antwortete er, „theilte mir mit, daß Du ein Verhältniß mit einem fremden Edelmann unterhieltest. Anfangs habe ich es nicht glauben wollen. Als aber Dein Vater darauf bestand, willigte ich ein,

mit ihm gemeinschaftlich Mittel zu ergreifen, um hinter die Wahrheit zu kommen. Wir gaben eine Reise vor und glaubten, daß Du während dieser Zeit nicht verfehlen würdest, den Grafen Fredrik in das Haus Deines Vaters kommen zu lassen. Am Morgen des Tages unserer angeblichen Reise hielt Dein Vater selbst Deinen Boten an und entriß ihm Deinen Brief an den Grafen, worin Du diesen einludest, sich Abends bei Deiner Tante einzufinden. Wir haben diesen Diener eingesperrt und dann den Brief an den abgeben lassen, an den er adressirt war. Dann lauerten wir dem Grafen in einem kleinen Gäßchen auf, welches er nothwendig passiren mußte, um nach dem Hause Deiner Tante zu gelangen. Ich habe ihn erdolcht."

"Gott allein weiß, was ich während dieser entsetzlichen Mittheilung litt, und ich muß ihn preisen, daß er mir in jenem Augenblicke die Fähigkeit raubte zu sprechen. Ohne dieses würde ich in meiner Wuth meinem Vater geflucht haben.

"Graf Byroff bat mich dringend, mich zu beruhigen. Er stellte mir die Vergeblichkeit meines Schmerzes vor, da der unglückliche Streich, über welchen er sich selbst Vorwürfe machte, einmal geschehen war. Er erinnerte mich an den Gehorsam, den ich dem Willen meines Vaters schuldig sei. Er führte mir die unauslöschliche Schande vor Augen, mit der meine Hand-

lungsweise mich bedecken würde, wenn sie der Welt bekannt werden sollte. Ich hörte nicht auf das, was er mir sagte, Alles, was aus dem Munde des Mörders meines Fredrik kam, stößte mir Entsetzen ein. In diesem schrecklichen Augenblicke würde ich die Worte eines Engels verachtet haben, wenn sie nicht zugleich die Macht gehabt hätten, meinem Geliebten das Leben wiederzugeben.

„Ich wies alle Nahrung zurück. Der Graf begann für meine Gesundheit zu fürchten. Er bat mich von Neuem, mich in ein Schicksal zu ergeben, welches sich einmal nicht mehr ändern ließe, betheuerte mir seine Liebe auf das Feierlichste, flehete mich an, ihm zu verzeihen und bat mich, ihm zu sagen, was er thun könne, um meinen Schmerz zu mildern.

„Ich schwieg. Graf Byroff verließ mein Zimmer. Kaum war er fort, so befahl ich meiner treuen Kammerfrau, meinem Vater und meinem Gemahl sofort zu melden, ich sei in einen tiefen Schlaf gefallen und sie möchten nicht in mein Zimmer kommen, um mich nicht in meiner Ruhe zu stören, deren ich so sehr bedürfe. Bei ihrer Rückkehr fand sie mich in ein sehr einfaches Gewand gekleidet und mein Gesicht durch einen langen dichten Schleier verhüllt. Ich befahl ihr das tiefste Stillschweigen und verließ, ohne bemerkt zu werden, das Haus. Es war ungefähr neun Uhr



Abends. Ich begab mich in die Vorstadt, welche dem Hause meines Vaters am nächsten war. Ich trat in eine sehr enge Straße, wo ich einen Trödlerladen zu finden hoffte. Endlich, nachdem ich sie durchlaufen, bemerkte ich, was ich suchte. Ich sah, daß in dem Laden Niemand weiter war, als eine alte Frau. Ich sagte ihr in verstellter mit französischen Worten untermischter Sprache, daß ich nach Voretto wollte, und fragte sie nach einem Pilgergewande. Sie zeigte mir deren mehrere. Ich kaufte eins, ebenso wie einen Pilgerstab und eine Korbflasche. Nachdem ich das kleine Packet Wäsche, Schmucksachen und Geld, welches ich mitgenommen, gut und fest zusammengebunden hatte, verließ ich den Laden und freuete mich im Stillen, daß die Alte so eifrig bedacht gewesen war, mir ihre Waare vorzurühmen, daß sie nicht weiter auf mich geachtet hatte. Ich nahm, nachdem ich den Laden verlassen, eine Gondel, die mich, von der Dunkelheit begünstigt, bald an's feste Land brachte.

„Zu meinem Glück ging nach kurzer Zeit der Mond auf und zeigte mir den Weg. Bald hatte ich ein kleines Wäldchen erreicht, wo ich mein Pilgergewand anlegen konnte, nachdem ich mich zuvor der überflüssigen Oberkleider entledigt und diese unter einem Haufen Laub vergraben hatte.

„Ich wanderte die ganze Nacht hindurch und er

reichte bei Tagesanbruch ein Dorf, bei dessen würdigem Geistlichen ich mich erkundigte, welchen Weg ich einzuschlagen hätte, um nach dem Kloster zu gelangen, von welchem ich meine gute Tante so oft hatte sprechen hören, und wo ich entschlossen bin, wenn man die Güte hat, es mir zu erlauben, meine Tage zu beschließen.

„Durch meine Tracht begünstigt, reiste ich ohne irgend ein anderes Hinderniß, als das der Anstrengung und Ermüdung, weiter; bald aber versetzte mich die wohlthätige Pflege, welche mir die Frau Abtissin angedeihen ließ, in den glücklichen Zustand, in welchem ich mich heute befinde. Gott belohne sie für ihre Menschenfreundlichkeit und für das Wohlwollen, welches sie mir erwiesen.“

Diese Geschichte gab Alphons einen theilweisen Aufschluß über das geheimnißvolle Verhalten seines Onkels. Graf Fredrik war der Geliebte der Nichte seines theuern und verehrten Freundes Arieno gewesen. Sie hatte ihn todt geglaubt. Sie hatte getrennt von der Welt gelebt und war, seinen Verlust immer noch betweinend, gestorben.

„Unglückliches Weib!“ rief er. „Ein Engel hätte sie von der Wahrheit unterrichten sollen. Der Verlust

dieses reizenden Geschöpfes war sicherlich die Ursache der schwarzen Melancholie meines Onkels. Aber dies Alles erklärt noch nicht das entsetzliche Geheimniß, welches mich aus dem Schlosse meiner Väter vertrieben hat.“

Er blieb eine Zeitlang in tiefe Gedanken versunken und begab sich hierauf wieder in das Zimmer des Pater Matthias.

„Wohlan,“ sagte der fromme Mann, „ich sehe Ihnen Ihre Gemüthsbewegung am Gesichte an. Ihr gefühlvolles Herz nimmt Theil an Lauretta's Unglück.“

„Ja, und zwar sehr aufrichtig. Ihr Fredrik lebt noch.“

„Großer Gott, was wissen Sie von dem Grafen Fredrik? Erklären Sie sich, ich bitte, ich beschwöre Sie.“

„In diesem Augenblicke kann ich nicht. Vielleicht kommt die Zeit —“

Er stockte.

Der gute Pater schien unruhig zu werden. Im nächsten Augenblicke jedoch hatte er seine gewohnte Heiterkeit wiedergewonnen.

„Sie ist gestorben,“ sagte er, „wie sie gelebt hat, den Verlust dessen beweinand, den sie liebte.“

„Ist es schon lange her, daß der Tod ihrem Schmerze ein Ende gemacht?“

„Der Harm hatte sie fast zum Skelett abgezehrt. Es sind jetzt sieben Jahre her, seitdem sie den letzten Scufzer aushauchte.“

„Hat man Nachforschungen über sie angestellt?“

„Keine.“

„Aber hier in diesem Manuscript steht kein Wort von ihrer Tochter, und Sie, mein Vater, haben mir auch noch nichts davon gesagt.“

„Als sie uns die Schrift übergab, welche Sie so eben gelesen haben, wußte sie selbst noch nicht, daß sie Mutter sei. Bald nachher setzte sie die Lebtiffin unter einem Strome von Thränen von ihrem Zustande in Kenntniß. Sie rief den Himmel zum Zeugen an, daß Graf Byroff der Vater ihres Kindes sei. Ihr Schmerz rührte die Lebtiffin. Sie ward rechtzeitig von einer Tochter entbunden, welche den Namen ihrer Mutter erhielt.“

„Und ist die junge Lauretta bestimmt, ihr Leben in diesem Kloster zuzubringen?“ fragte Alphons.

„Ihre Mutter,“ antwortete der Mönch, „hat auf ihrem Sterbebette befohlen, daß, wenn Jemand von ihrer Familie, welcher erfahren, daß sie ein Kind hinterlassen, käme, um es zu reklamiren, so solle man es ihm übergeben. Im entgegengesetzten Falle solle sie nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre den Schleier nehmen.“

„Wie alt ist Lauretta?“

„Siebzehn Jahre und vier Monate. Ich glaube, ihr Vater und der Graf Arieno wissen nicht das Mindeste von dem Dasein dieses Engels. — Ihre Mutter hat sie vor ihrem Tode selbst von allen Umständen ihrer Lebensgeschichte unterrichtet. Die Farben, mit welchen ihr ihre nächsten Verwandten geschildert worden sind, mögen ihr eben nicht den Wunsch eingeflößt haben, in eine Welt einzutreten, welche sie nicht kennt, und von der sie in so wenig verlockenden Ausdrücken hat sprechen hören. Sie fühlt sich hier sehr glücklich und ist entschlossen, den Schleier zu nehmen.“

Alphons seufzte; seine Augen fielen auf die Sanduhr, welche ihm sagte, daß es Zeit zum Abendläuten sei.

### Fünftes Kapitel.

Alphons war in seinen Gedanken nur mit Lauretta beschäftigt. Alle Tage fühlte er sich mehr zu ihren Gunsten eingenommen. Er begann, das eigentliche Wesen seiner Gefinnungen für sie zu ahnen und den Wunsch zu hegen, daß es ihm möglich sein möchte, sie der Dunkelheit des Klosters zu entreißen.

Gern hätte er sie von der Liebe in Kenntniß gesetzt, welche sie ihm eingefloßt hatte. Aber aller Umgang mit den Nonnen und den Novizen war ihm auf's Strengste untersagt und er durfte mit Niemand sprechen, als mit der Nebtiffin und der alten Perilla. Wie sollte er ihr daher seine Gefinnungen zu erkennen geben? Wie sollte er sich namentlich überzeugen, ob sie dieselben theilte?

Er beschloß, sie allemal, wenn sie in die Kapelle käme, scharf anzusehen.

Das erste Mal als er diesen Versuch machte, konnte Lauretta den durchbohrenden Blick seiner schönen schwarzen Augen nicht ertragen, ohne zu erröthen. Sie schlug bescheiden die Augen zur Erde nieder und schritt langsam nach dem Chor. Alphons kannte die Liebe nicht. Er verstand keinen Unterschied zwischen Schüchternheit und Unzufriedenheit zu machen.

Er wiederholte seinen Versuch öfters. Zuweilen brachte derselbe ganz die nämliche Wirkung hervor, wie das erste Mal. Am häufigsten aber hob Lauretta die Augen nicht höher, als bis zu dem heiligen Gefäße und senkte sie dann sofort wieder zur Erde nieder.

„Nein,“ rief er, „Lauretta theilt meine Gefühle nicht. Sie kann an meiner Liebe nicht zweifeln, aber sie sieht dieselbe mit Gleichgültigkeit. Unglücklicher Alphons!“

Er beschloß nun, das erste Mal, wo sie wieder in die Kapelle kommen würde, sie nicht anzusehen. Er that dies, aber er konnte nicht verhindern, daß ein halberstickter Seufzer sich seiner Brust entrang. Lauretta antwortete ihm ebenfalls durch einen Seufzer. Alphons hörte es, und der Ton hallte in seinem Herzen wieder.

Er wagte es wieder, in Lauretta's Augen zu schauen. Er glaubte, eine liebenswürdige Röthe ihre Wangen färben und ein sanftes Lächeln ihre Züge verschönen zu sehen.

„Sie kennt meine Liebe — sie ist nicht unempfindlich dafür, Welch ein Glück!“

Die Liebe bedarf nur eines Augenblicks, um von Furcht zur Hoffnung überzugehen.

Bald gewöhnte sich Alphons daran, mit froher Zuversicht in Lauretta's schöne Augen zu blicken. Das schüchterne Mißtrauen Lauretta's verschwand ebenfalls. Sie suchte selbst jetzt seinen Augen zu begegnen.

Er sann nach, wie er sich auf andere und ausführlichere Weise mit ihr unterhalten könnte, und endlich fiel ihm ein Mittel ein. Er schrieb den zärtlichsten Brief, den die Liebe jemals diktirte und in dem Augenblicke wo Lauretta sich näherte, um den Finger in das Weihwasser zu tauchen, ließ er ihr, ohne daß Jemand etwas bemerkte, den Brief in die Hand gleiten.

Zwei ganze Tage vergingen in den Qualen der Ungewißheit. Am dritten, vor dem Beginn des Abendgebets, steckte ihm Lauretta ein Briefchen zu, welches folgende Worte enthielt:

„Alphons, die Erklärung Ihrer Liebe hat mir über den wahren Zustand meines Herzens Licht gegeben.

— Seien Sie verschwiegen und klug. — Schreiben Sie nicht mehr. — Wir werden beobachtet.“

Zum ersten Male fühlte sich Alphons vollkommen glücklich. Aber diese Augenblicke der Begeisterung



sind kurz. Die Zeit führt zum Nachdenken und er fürchtete bald, niemals mit Lauretta vereinnigt werden zu können.

Nach fünf Monaten ward die Aebtissin von einer heftigen Krankheit befallen. Der Pater Matthias, welcher gleichzeitig Beichtvater und Arzt des Klosters war, verließ das Bett der Kranken keinen Augenblick. Nach wenig Tagen war sie eine Beute des Todes und ward von dem ganzen Kloster beweint. Lauretta besonders, an welcher sie die Stelle einer zweiten Mutter vertreten, ward durch ihren Tod sehr betrübt. Ihr Leichnam ward in einen Sarg gelegt und dieser an den Stufen des Altars niedergesetzt. Neun Tage lang wurden alltäglich drei Messen für die Ruhe ihrer Seele gelesen. Drei Nonnen und eine Novize wachten abwechselnd am Sarge.

Alphons, welcher diese Gelegenheit für günstig hielt, Lauretta einen zweiten Brief zuzustecken, schrieb daher einen, in welchem er ihr mittheilte, daß er der Neffe des von ihrer Mutter so zärtlich geliebten Grafen Fredrik sei und beschwor sie gleichzeitig, bei der ersten günstigen Gelegenheit mit ihm aus dem Kloster zu fliehen.

Am Abend des vierten Tages, welcher auf den Tod der Aebtissin folgte, kam Lauretta in dem Augenblicke, wo Alphons in die Kapelle treten wollte, von der

Wache am Sarge zurück. Sie folgte den Nonnen. Schon hatten sie die Thür der Kapelle hinter sich und Lauretta bog eben in den Corridor ein, als Alphons ihr begegnete. Er sah sich nach allen Seiten um, überzeugte sich, daß man ihn nicht beobachtete, ergriff sie bei der Hand, welche er küßte, und steckte ihr dann den Brief zu. — Alles Dies war das Werk eines Augenblicks.

Das Leichenbegängniß der Aebtissin ward am neunten Tage mit allem Pomp der katholischen Kirche gefeiert. Der Pater Matthias, die Nonnen und die Novizen brachten die ganze Nacht betend in der Kirche zu. Endlich schien die Sonne durch die hohen Fenster, und die fromme Gemeinde entfernte sich. Außerordentlich ermüdet, beeilten sich die Nonnen, in ihre Zellen zu gelangen. Lauretta wußte es so einzurichten, daß sie die Kirche zuletzt verließ. Indem sie dies that, ließ sie ein kleines Stückchen Papier fallen. Alphons eilte, es aufzuheben, steckte es schnell in die Tasche und las es, sobald er auf seinem Zimmer angelangt war. Es enthielt die Worte:

„Erklären Sie mir erst, wohin Sie fliehen wollen.“

Er las dieses Billet, küßte es, las es noch einmal und dann zerriß er es.

Zweifelnd, ob er an Lauretta schreiben sollte, um sie von allen nähern Umständen seiner unglücklichen Geschichte in Kenntniß zu setzen, oder ob es zweckmäßiger sei, sie blos zu drängen, mit ihm aus dem Kloster zu fliehen, beschloß er endlich, sich dem Vater Matthias zu entdecken.

Er erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo er den frommen Mann allein zu finden hoffen konnte. Er trat in sein Gemach. Zitternd meldete er ihm, daß er ihm eine wichtige vertrauliche Mittheilung zu machen habe. Der fromme Vater versprach ihm Verschwiegenheit. Alphons erzählte ihm nun alle Ereignisse seines Lebens. Als er mit dieser langen Erzählung fertig war, setzte er hinzu:

„Und nun, frommer Vater, frage ich Sie, ob Sie mir dieses furchtbare Geheimniß erklären können?“

Der fromme Mann blieb eine Zeitlang in Nachdenken versunken, dann schlug er die Augen auf, sah Alphons an, machte das Zeichen des Kreuzes und sagte:

„Gott verhüte, daß ich irgend Jemanden unschuldig anklage. Das, was ich sagen will, ist blos eine Vermuthung. Ihre Mutter hatte, ihrem Schmerze erliegend, den unheilvollen Entschluß gefaßt, durch einen Selbstmord ihrem Leben ein Ende zu machen.“

Alphons schauderte bei diesem Gedanken. Nach einem augenblicklichen Schweigen sagte er:

„Aber mein Vater, ihre blutige Hand —“

Der Vater schwieg wieder eine Weile, dann antwortete er:

„In ihrem Delirium hatte sie sich mit dem Instrument, welches sie zu ihrem Untergange bestimmte, in die Hand verwundet.“

„Aber warum befahl sie mir, weit von ihr hinwegzuziehen?“

„Ohne Zweifel fühlte sie, welche Schande sie durch eine so verbrecherische That ihrem Namen machen würde, und fürchtete, daß diese Schande auch auf ihren unglücklichen Sohn zurückfallen könne.“

„Glauben Sie, daß dies dieselbe Ursache sei, welche sie veranlaßt hat, meinen Onkel anzuklagen und fast unmittelbar darauf die Anklage wieder zurückzunehmen?“

„Ich glaube es.“

„Aber mein Vater, warum hat mein Onkel das Schloß seiner Väter wieder verlassen?“

„Das Andenken an die Personen, welche es bewohnten, hatte diesem gefühlvollen Manne den Aufenthalt darin unerträglich gemacht. Er hat es daher vorgezogen, in seinem Hause wohnen zu bleiben.“

„Aber warum hat er keine Nachforschungen angestellt, um zu erfahren, was aus mir geworden sei?“

„Kann er nicht sich vielfach erkundigt haben, ohne daß etwas davon zu Ihrer Kenntniß gekommen ist?“

„Ihre Muthmaßungen, frommer Vater, sind sehr wahrscheinlich. Sie wägen alle Umstände gegen einander ab. Sie kennen die Menschen. Was Sie da sagen, ist vielleicht die Wahrheit; ein Herz aber, welches solche Qualen empfindet wie das meine, bedarf der Gewißheit.“

„Es wird schwer sein, dazu zu gelangen.“

„Allerdings, so lange ich in diese Mauern eingeschlossen bin.“

„Wünschen Sie dieselben zu verlassen?“

Alphons schwieg und bejahete dadurch die Frage des Vaters.

Dieser hob wieder an:

„Ihre Mutter hat Ihnen verboten, Ihren Onkel wiederzusehen. Das Schloß Renskind ist ein Ort, welchen Sie nicht wieder betreten sollen —“

„Aber ganz gewiß,“ unterbrach ihn Alphons, „mache ich mich keines Ungehorsams gegen meine Mutter schuldig, wenn ich den Befehlen entgegenhandle, die sie mir im Zustande des Wahnsinns gegeben.“

„Sie vergessen, Alphons, daß die Erklärung, welche ich über die Handlungsweise Ihrer Mutter aussprach, weiter nichts sein kann, als eine Muthmaßung. Sie haben mir dies eben selbst gesagt und zwar mit Recht.“

Alphons fühlte die Richtigkeit dieser Bemerkung, die Thränen traten ihm in die Augen. Er rief:

„O mein Vater, nur die Erklärung dieses Geheimnisses kann mir den Frieden wiedergeben. — Ich bin des heiligen Amtes unwürdig, welches ich hier bekleide, meine Seele überfliegt unaufhörlich die Mauern dieses Klosters.“

„Gewisse und zuverlässige Aufschlüsse können Sie nur dann zu erhalten hoffen, wenn Sie das Schloß besuchen. Es ist aber auch möglich, daß selbst in diesem Falle alle Ihre Mühe vergeblich bleibt.“

„Meine Absicht ist nicht, in meine Heimath zurückzukehren. Ich wünsche bloß wieder in die Welt einzutreten. Die Möglichkeit, das zu erfahren, was ich so sehnlich zu wissen wünsche, wird meine Hoffnungen nähren. Hier dagegen sind sie gleichsam todt und begraben. Hier erleuchtet mir kein tröstlicher Gedanke das Herz.“

„Und wo wollen Sie hin?“

„Ich habe Lust, ein Fischer zu werden.“

„Die gänzliche Einsamkeit und schwere Arbeit, welche bei diesem Handwerke Ihrer harret, wird Sie bald den glücklichen Zustand bedauern lassen, in welchem Sie hier leben.“

„Ich fühle, daß ich für die Gesellschaft geboren bin, um nicht bloß mit Männern zu leben, sondern

auch um alle Tröstungen zu genießen, welche nur ein dem andern Geschlechte angehöriges Wesen uns geben kann.“

„Sehen Sie sich vor bei Ihrer Wahl.“

„Ich wünschte sehr, daß Sie dieselbe billigten.“

„Aber wie kann ich das? Getrennt von der Welt, wie ich hier lebe —“

„Sie kennen die Person, die ich anbeete, ganz genau.“

„Was höre ich! Hätten Sie sich vielleicht erkühnt, die Gesetze dieses geheiligten Ortes zu übertreten?“

„Lauretta Wyroff ist noch nicht an diese Gesetze gebunden.“

„Haben Sie jemals mit ihr gesprochen?“

„Niemals.“

„Sie wissen also nicht, ob sie Ihre Gefinnungen theilt?“

„Seien Sie davon überzeugt, sie theilt sie.“

„Ich habe ihrer sterbenden Mutter versprochen, sie nur den Händen eines ihrer nahen Verwandten zu übergeben.“

„Den meinen würden Sie sie daher nicht übergeben wollen?“

„Sie gehören ihr nicht durch die Bande des Blutes an.“

„Es steht in Ihrer Macht, mich durch noch engere Bande mit ihr zu verknüpfen.“

„Erklären Sie sich näher.“

„Machen Sie mich zu ihrem Gatten, dann ist Ihr Versprechen erfüllt und ich bin der glücklichste aller Menschen.“

Pater Matthias schwieg lange, dann antwortete er:

„Was wird die Welt sagen, wenn sie jemals erfährt, daß zwei Kinder so vornehmer Eltern in dem dunkeln und demüthigenden Stande leben, von welchem Sie soeben sprachen?“

„O mein Vater, von welcher Wichtigkeit kann die Meinung der Welt für Diejenigen sein, welche die Welt so übel behandelt hat? — Ich bin fest überzeugt, daß das Glück sich nicht im ausschließlichen Besitze des vornehmen Standes und des Reichthums befindet.“

„Gewiß nicht. Die Liebe besonders wohnt unter dem Strohdache glücklicher, als in einem Marmorpalaste.“ Der Pater Matthias schwieg wieder einen Augenblick, dann setzte er hinzu:

„Haben Sie Lauretta schon von Allem in Kenntniß gesetzt? Weiß sie, wer Sie sind?“

„Nein.“

„Nun, so sagen Sie es ihr.“



„Aber wie soll ich es ihr sagen, mein Vater? Eröffnen Sie mir einen Weg dazu.“

„Noch heute Nacht werde ich mit ihr in Ihr Zimmer kommen. Wenn sie darein willigt, Ihr Loos zu theilen — und ich werde den Himmel bitten, daß er ihr den Entschluß eingebe, der für sie der glücklichste ist — so werde ich nicht suchen, Diejenigen zu trennen, welche er zusammengefügt hat. Wenn sie sich aber weigert, Ihnen zu folgen, so werde ich sie auffordern, nun unverweilt den Schleier zu nehmen. Ich interessire mich lebhaft für das Schicksal dieses jungen Mädchens sowohl, als für das Ihre, lieber Alphons. Ich wünsche, daß diese Sache sich rasch entscheide. Sie muß durchaus auf eine oder die andere Weise beendet sein, ehe unsere neue Aebtissin in ihr Amt eingeführt wird.“

Alphons küßte dem Mönche die Hand, und dieser gab ihm durch eine Geberde zu verstehen, daß er ihn allein lassen solle.

Als die Abendgebete vorüber waren und Perilla sich zur Ruhe begeben hatte, begab sich Pater Mathias geräuschlos nach Lauretta's Zelle. Er forderte sie auf, ihm zu folgen. Sie legte das Buch, in welchem sie las, auf den Tisch, nahm die Lampe, ließ ihren Schleier herunter und folgte ihm. Der gute Pater blieb an der Thür des Gemaches stehen, in welchem

Alphons wohnte. Er gab Lauretta ein Zeichen, einzutreten. Sie gehorchte. Eine Secunde später lag Alphons zu ihren Füßen.

Die Freude und Ueberraschung ließen Lauretta einen Augenblick lang glauben, das, was sie sähe, sei nur ein Traum.

Alphons seinerseits betrachtete mit stummem Entzücken den Gegenstand seiner Liebe. Bald aber erinnerte er sich, daß er die kurzen Augenblicke, die ihm beschieden waren, benutzen müsse, um Lauretta Alles mitzutheilen, wovon sie nothwendig in Kenntniß gesetzt werden mußte. Er begann demzufolge von der günstigen Gesinnung des Pater Matthias zu sprechen. Dann erzählte er ihr die unglücklichen Ereignisse, welche ihn genöthigt hatten, in dem Kloster der heiligen Helena einen Zufluchtsort zu suchen, und endlich theilte er ihr den Plan mit, den er zu ihrem beiderseitigen Glücke entworfen, wenn sie einwilligen wollte, sein Schicksal zu theilen.

Lauretta erröthete und konnte anfangs kein Wort hervorbringen. Alphons wiederholte seine Bitten. Die Zeit drängte. Die Möglichkeit einer ewigen Trennung erfüllte sie mit Schauer. Ihre Lippen sprachen endlich ihre Einwilligung aus, welche ihre Augen schon gehört hatten. Der überglückliche Alphons besiegelte mit einem Kusse das heilige Versprechen.

Einen Augenblick später trat der Pater Matthias ein, um sie in Kenntniß zu setzen, daß die Mitternachtsstunde nahe sei. Dem jungen Manne sah er an den Augen an, zu welchem Ergebnis die gepflogene Unterredung geführt hatte.

Lauretta kehrte in ihre Zelle zurück, nachdem sie versprochen, sich den nächsten Morgen früh bei dem guten Pater einzufinden. Alphons entfernte sich ebenfalls, um in der Kapelle die nöthigen Anstalten zur Abhaltung der Nachtmesse zu treffen.

Alphons und Lauretta dachten diese ganze Nacht an weiter nichts, als an das Glück, welches sie erwartete.

Zur bestimmten Stunde begab sich Lauretta in das Zimmer des Pater Matthias. Er empfing ihre Beichte. Ihre Seele war rein. Ihre keusche Liebe zu Alphons, welche sie lange in ihrem Herzen genähret, konnte in den Augen des Vaters der Barmherzigen kein Verbrechen sein. Der fromme Diener Gottes führte ihr alle Wechselfälle des Lebens vor Augen, welchen die Guten und die Bösen gleichmäßig in der Welt ausgesetzt sind, in welche sie im Begriff stand, einzutreten. Er ermahnte sie, mit Muth die Prüfungen zu tragen, welchen alle Menschen mehr oder weniger unterworfen sind. Zuletzt bat er sie dringend, mit ihrem Herzen noch einmal zu Rathe zu gehen, damit sie nicht einmal,

aber zu spät, einen Entschluß zu bereuen habe, der nicht wieder ungeschehen gemacht werden könne.

Lauretta folgte dem Rathe des frommen Priesters und prüfte ihr Herz nochmals auf's Sorgfältigste. Sie fand es unerschütterlich.

Mit Alphons hatte Pater Matthias schon über dasselbe Thema gesprochen und ihn eben so unabänderlich entschlossen gefunden, von Neuem allen Stürmen des Lebens zu trotzen.

Der fromme Mann erhob sich und ging, Alphons zu holen. Es dauerte nicht lange, so kam er mit ihm zurück.

Er ermahnte die beiden Liebenden nochmals, sich den verhängnißvollen Schritt nochmals reiflich zu überlegen. —

„Es ist ein Schritt für's ganze Leben, meine Kinder,“ sagte er; „begreift Ihr das wohl? Für's ganze Leben! Wißt Ihr, daß es ein Bündniß ist, welches nur mit Eurem Leben enden kann?“

Diese für den gleichgültigen Menschen so abschreckenden Gedanken sind aber gerade der Trost und der Zauber wahrhaft liebender Herzen.

Alphons' und Lauretta's Augen begegneten einander. Lauretta lächelte. Der glückliche Alphons wagte, für beide zu antworten:

„Wir sind fest entschlossen.“

Der unauflöbliche Knoten ward geknüpft.

„Die Gnade Gottes leuchte Euch auf Euren Wegen, meine Kinder,“ rief der gute Pater.

Alphons umarmte seine Braut, welche Freudenthränen vergoß.

„Morgen früh mit Tagesanbruch werdet Ihr dieses Haus verlassen,“ sagte der Pater Matthias. „Jetzt begeben Sie sich jedes auf Euer Zimmer und packt Alles zusammen, was Ihr mitzunehmen wünscht.“

Sie gehorchten. Im Laufe des Tages theilte der Mönch den Nonnen mit, daß Lauretta am andern Morgen das Kloster verlassen werde, und Alle nahmen von ihr den zärtlichsten Abschied.

„Sie wird sehr früh abreisen,“ sagte der fromme Priester; „wir werden aber auch noch einen zweiten Verlust erleiden. Unser junger Sacristan, der wieder in die Welt zurückzukehren wünscht, wird uns zugleich mit verlassen.“

Perilla, welche sehr erstaunt war, zu hören, daß Alphons mit seinem Posten unzufrieden sei, sagte, daß es ihm sicherlich Mühe kosten werde, ehe er wieder einen solchen fände. Sie gab ihm dann noch einige gute Lehren mit auf den Weg und tröstete sich mit der Hoffnung, daß sein Nachfolger redseliger sein werde.

Am andern Morgen früh, als das Morgengebet verrichtet, die Nonnen in ihre Zellen zurückgekehrt und

Verilla beschäftigt war, die Capelle zu segnen, begab sich der Pater Matthias nach Lauretta's Zelle. Auf seinen Befehl legte sie das Pilgergewand an, welches ihre unglückliche Mutter getragen, als sie in jener Nacht, deren sich Pater Matthias noch mit Entsetzen erinnerte, in dem Kloster angekommen war.

Er führte sie, nachdem diese Umkleidung bewirkt worden, in den großen Hof hinunter, wo der ungeliebte Alphons sie schon erwartete.

„Nehmt dieses kleine Andenken an meine Freundschaft mit,“ sagte der gute alte Mann, indem er Alphons eine kleine, aber wohlgefüllte Börse in die Hand drückte. „Dieses Gold kann Euch nützlich sein, während es für mich, einen anspruchlosen Diener Gottes, der allen Freuden der Welt längst entsagt hat, durchaus keinen Werth haben kann. Es ist das Ersparniß, woran ich mein ganzes Leben lang gesammelt, und ich hatte mir von jeher vorgenommen, nur fromme und dieses kleinen Geschenkes würdige Menschen damit zu unterstützen. Und wo könnte ich deren bessere finden, als Euch, die ich lieben gelernt und wegen Eurer Frömmigkeit und Gottesfurcht achten muß.“

Sie küßten ihm die Hand, welche er ihnen reichte. Er gab ihnen seinen letzten Segen. Von Alphons unterstützt hob er mit zitternder Hand die ungeheuren

Eisenstangen, welche die Thür verriegelten. Als Lauretta zum ersten Male durch diese Thür schritt, konnte sie ihre Thränen nicht zurückhalten. Alphons rief:

„Leben Sie wohl, edelster der Menschen; leben Sie wohl, mein verehrungswürdiger frommer Freund.“

Der fromme Greis hob Augen und Hände gen Himmel und schloß hinter ihnen auf immer die Thore des Klosters der heiligen Helena.

Dann ging er wieder in seine stille Klause zurück, und so sehr er auch den Verlust der beiden ihm so lieb gewordenen jungen Freunde betrauerte, so freute er sich doch zugleich innig des guten Werkes, welches er gestiftet.

## Sechstes Kapitel.

---

Auf Alphons' Arm gestützt, langte Lauretta, nach einer etwas mehr als einstündigen Wanderung, in Innsbruck an. Da sie die Fragen Derer zu vermeiden wünschte, welche bemerken könnten, daß sie zum ersten Male in der Welt erschien, so verbarg sie so sorgfältig die Ueberraschung und Verwunderung, welche die neuen Gegenstände und Scenen, die ihr bis jetzt völlig fremd gewesen, in ihrer Seele erweckten. Nach einer kurzen Ruhe machten sich die Reisenden wieder auf den Weg. Sie langten Ein Uhr Nachmittags an dem Orte an, wo Alphons' seinen Wohnsitz aufzuschlagen gedachte. Eine elende Herberge war ihr Nachtquartier.

Am andern Morgen früh suchte Alphons den Besitzer der Häuser, oder vielmehr der Hütten auf, welche hier sich an den Ufern des Inn hielten. Er miethete die bequemste von denen, welche leer standen. Er



kaufte das Recht, hier das mühsame Handwerk ausüben zu dürfen, dem er sich gewidmet, und versah sich mit allen nothwendigen Werkzeugen.

Das Glück war seinen Anstrengungen hold. Seine Lauretta war die Wonne der Stunden, während welcher er von seinen schweren Arbeiten ausruhete. Er erfreute sich des ganzen Glückes, welches jenes dunkle Geheimniß, das ihn genöthigt, von der Arbeit seiner Hände zu leben, ihm zu genießen gestattete. Zurückgezogen von der Welt und weder Reichthümer, noch irgend eins jener eiteln Güter besitzend, um welche die Menschen sich so sehr zu beneiden pflegen, schmeichelten sich Alphons und seine Lauretta mit der Hoffnung, frei von Sorge und Unruhe leben zu können. Aber sie sollten bald die Unbeständigkeit des menschlichen Glückes selbst in den bescheidensten Lagen kennen lernen.

Der Herr des Landgutes, auf dessen Grund und Boden die Wohnung stand, welche Alphons sich gekauft, hieß Baron von Schmalau. Er war Wittwer. Seine Gemahlin war an den Folgen einer Niederkunft gestorben und ihr Kind hatte sie nicht lange überlebt. Er war ein wohlthätiger, gastfreier Mann, von außerordentlich sanftem Charakter.

Seine einzige Schwester hatte den Ritter von Alignon geheirathet, einen französischen Edelmann, der nicht lange nach dem Tode der Baronin von Schmalau

an einem unglücklichen Sturze vom Pferde gestorben war. Seit dieser Zeit hatte Frau von Nignon stets bei ihrem Bruder gelebt.

Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, hatte Theodor, der einzige Sohn des Chevalier von Nignon, sein zwanzigstes Jahr erreicht. Man hatte ihn nach Frankreich geschickt, um dort seine Erziehung vollenden zu lassen. Bald sollte er wieder auf Schloß Schmalau zurückkehren.

Seine Mutter erwartete seine Rückkehr mit der ganzen Inbrunst blinder Zärtlichkeit. Aber sie sollte ihren Sohn nicht wiedersehen. Schon seit längerer Zeit war sie von einem leichten Unwohlsein befallen gewesen, und nur wenige Tage vor der Rückkehr Theodors fand man sie eines Morgens todt in ihrem Bette.

Dieser Verlust betrückte den Baron auf's Tiefste. Seit dem Tode seiner Gemahlin war seine Schwester seine beständige und geliebte Lebensgefährtin gewesen.

Bald nach diesem unglücklichen Ereignisse langte Theodor auf Schmalau an. Aber welche Veränderung hatten die fünf Jahre seiner Abwesenheit in ihm hervor gebracht! In seiner Kindheit waren alle seine Wünsche durch die außerordentliche Nachsicht eines Onkels und einer Mutter, die ihn anbeteten, befriedigt worden.

Indessen ehe er Deutschland verließ, waren seine Manieren einfach und ungekünstelt; er war bescheiden.

Die seine Welt von Gothenburg. IV.

Keine lasterhaften Gewohnheiten hatten noch seine Seele befleckt. Jetzt aber war er hochmüthig geworden, ungestüm und voll von Vertrauen auf sich selbst und seine Ansichten. Das bedeutende Taschengeld, welches seine Mutter ihm zukommen lassen, hatte es ihm möglich gemacht, die zur Vollendung seiner Erziehung bestimmte Zeit in ausschweifenden Vergnügungen hinzubringen. Er hatte keinen Augenblick daran gedacht, an seiner Ausbildung zu arbeiten. Indessen war er weit entfernt, seine eigne Unwissenheit zu ahnen. Er hatte Umgang mit Leuten gepflogen, die viel zu sehr auf ihr eigenes Interesse dachten, um nicht bei jeder Gelegenheit sich seiner Meinung zu fügen.

Der Baron hatte sich geschmeichelt, daß die Gesellschaft seines Neffen ihn einigermaßen über die erlittenen grausamen Verluste trösten und dafür entschädigen würde. Er erwartete in der Unterhaltung eines jungen Mannes, dessen Geist er mit allen Kenntnissen geschmückt glaubte, etwas Angenehmes und Nützlichendes zu finden und hoffte, mit ihm alle Zerstreungen und Genüsse aufsuchen zu können, welche seine großen Reichtümer ihm gestatteten.

Aber wie grausam ward seine Erwartung getäuscht! Theobors Unterhaltung bestand bloß in der Erzählung schimpflicher Streiche, wobei er nach seiner Schilderung stets die Hauptrolle gespielt hatte. Das einzige Ver-

gnügen, welches er bei der Jagd fand, war, die Felder und Aecker derjenigen zu verwüsten, welche, weil sie von seinem Dinkel abhingen, nicht wagten, den Schutz der Geseze gegen ihn in Anspruch zu nehmen. Mit Einem Worte, wenn er wirklich darnach getrachtet hätte, sich zum Gegenstande des Hasses und der allgemeinen Verachtung zu machen, so wäre es ihm unmöglich gewesen, einen Weg einzuschlagen, der ihn schneller diesem Ziele entgegengeführt hätte.

Er sagte oft, daß er sich um die Meinung seiner Untergebenen nichts kümmern, und alle seine Handlungen bewiesen, daß es keine Schlechtigkeit gab, zu der er nicht bereit gewesen wäre, um ein Beifallslächeln von einem Manne zu gewinnen, der an Rang über ihm stand. —

Bei der Ankunft Theodors auf dem Schlosse war Lauretta seit mehreren Monaten schwanger. Sie erschien deswegen in seinen Augen nicht weniger verführerisch, und gleich das erste Mal, als er sie sah, bezeichnete er sie als ein zur Befriedigung seiner rohen Begierden bestimmtes Opfer.

Es dauerte nicht lange, so bemerkte Alphons die verbrecherischen Absichten des jungen Cavaliers. In dessen war er von Lauretta's Tugend fest überzeugt und beschloß daher, Theodors Schritte zwar sorgfältig zu überwachen, sich aber nicht den geringsten Argwohn mer-

ken zu lassen. Es war für ihn ein ungemein demüthigendes Gefühl, Wohlthaten von einem Menschen annehmen zu müssen, von dem er wußte, daß derselbe nur auf Vernichtung seines Glückes sann. Indessen machte es ihm seine Lage zur Pflicht, seine Geschenke anzunehmen, bis er alle nöthigen Maßregeln getroffen haben würde.

Lauretta gebar eine Tochter, die nur einige Stunden lebte.

Sie ward durch den Verlust ihres ersten Kindes sehr betrübt, und Alphons konnte, obschon er sich freute, seine Gattin außer Gefahr zu sehen, doch nicht die Thränen unterdrücken, welche der Verlust seines Kindes ihm ebenfalls auspreßte.

Theodor fand sich alle Tage in ihrer Hütte ein. Er erkundigte sich mit der lebhaftesten Theilnahme nach Lauretta's Gesundheit. Er ließ ihr durch ihren Gatten sehr schöne Geschenke anbieten. Alphons nahm sie nur mit Widerwillen an, aber er fühlte alle Gefahren einer Weigerung.

Während des Sommers war Alphons oft genöthigt, die Hälfte der Nacht bei seiner Arbeit zuzubringen; aber er fürchtete nicht, daß Lauretta zu dieser Stunde von den Verfolgungen Theodors zu leiden hätte, weil er Abends niemals in ihr Haus kam, und ganz bez

sonders, weil er wußte, daß die Thore Schmalau's immer sehr frühzeitig geschlossen wurden.

Indessen ward das Benehmen Theodors für die schüchterne Lauretta von Tag zu Tage beunruhigender. Sie verlangte von Alphons das Versprechen, im Falle der Chevalier bei seinen Nachstellungen beharren würde, die bekannte Großmuth und Menschenfreundlichkeit des Barons Schmalau in Anspruch zu nehmen.

Eines Nachts, als Lauretta, noch matt von ihrem letzten Unwohlsein, sich vor der Rückkehr ihres Gatten zur Ruhe gelegt hatte, ward sie durch das Geschrei des Mädchens aufgeweckt, welches Alphons gemiethet, um ihr während seiner Abwesenheit Gesellschaft zu leisten. Dieses Mädchen rief ihr zu, das Haus stehe in Flammen und eilte dann fort, um Hilfe herbeizuholen.

Lauretta springt aus dem Bett, kleidet sich so rasch als möglich an und läuft nach der Thür. Hier erblickt sie Theodor. Sie stößt einen lauten Schrei aus und sucht zu entfliehen. Theodor ergreift ihre Hand und ruft:

„Endlich siegt mein Glückstern.“

Er zieht sie wieder in das Innere der Hütte hinein.

Lauretta erhebt noch einmal ihre schwache Stimme; aber ach, ihr Hilferuf, wenn man ihn auch gehört hätte,

wäre bloß als Wirkung des Schreckens betrachtet worden, den ihr die Feuersbrunst verursacht.

„O gütiger Gott,“ rief sie, „hilf mir! O mein Alphonß, wo bist Du?“

Es treten im menschlichen Leben Stunden ein, wo der Unglückliche, wenn er ein drohendes Verhältniß mit unheilvoller Schnelligkeit auf sich zuschreiten sieht und vergebens den irrenden Blick nach Hilfe und Rettung aussendet, sich fragt, ob wirklich der Mensch mit seinen Schicksalen sich des Schutzes einer weisen, gütigen und gerechten Allmacht erfreue, oder ob er bloß ein Spielball für die schwarzen, boshaften Anschläge seiner Mitmenschen sei.

Fast hätte man in Lauretta's Lage das Letztere meinen sollen. Ihr Hilferuf verhallte umsonst, und nur ein im Gottvertrauen feststehendes Herz konnte die Ueberzeugung hegen, daß auch hier wie überall das Walten einer höhern Macht sich, wenn auch auf eine für den Augenblick unerklärliche Weise, beurlunde.

Als Lauretta angstvoll von Theodor hinweg nach der Thür blickte, sah sie in der Nähe derselben zwei Männer, deren unheimliche Physiognomien sie noch mehr erschreckten, als der Anblick des Bösewichts, der sie noch fest bei der Hand gefaßt hielt. Wieder stieß sie einen schwachen, aber wiederum vergebllichen Schrei aus.

Theodor betrachtete sie mit triumphirendem schadenfrohem Lächeln. Er gab den beiden Männern ein Zeichen. Sie traten zu Lauretta heran. Sie machte eine abermalige Anstrengung, um sich loszureißen, aber dieselbe erschöpfte ihre Kräfte vollends.

Dhnmächtig sank sie in die Arme ihrer Feinde.

Ende des vierten Theils.



In derselben Verlags-handlung erschien und ist  
in jeder guten Buchhandlung um beigesezten Preis zu  
haben:

## Geschichte des Henry Esmond,

ehemaligen Obersten im Dienste Ihrer Majestät der Königin Anna.

Von ihm selbst geschrieben.

Von

W. M. Thackeray.

4 Theile. 1 Thlr. 18 Ngr.

## Pisistratus Carton.

Bunte Bilder aus dem englischen Leben.

Von

Sir Edward Lytton Bulwer.

3 n's Deutsche übertragen

von

Wm. C. Dringulin.

13 Bände. 6 Thlr. 3 Ngr.

## Aurora Königsmark und ihre Familie.

Zeitbilder

aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert

von

Wilhelm Fr. Palmblad.

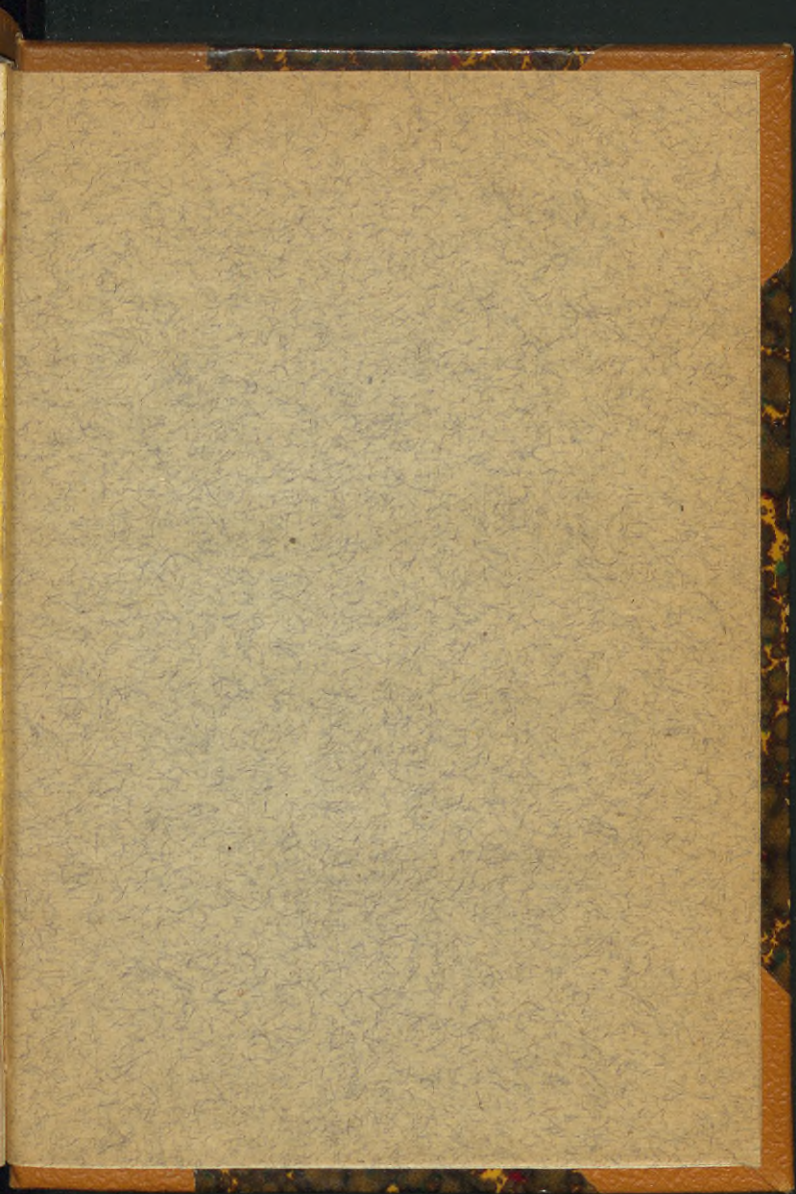
Aus dem Schwedischen übertragen

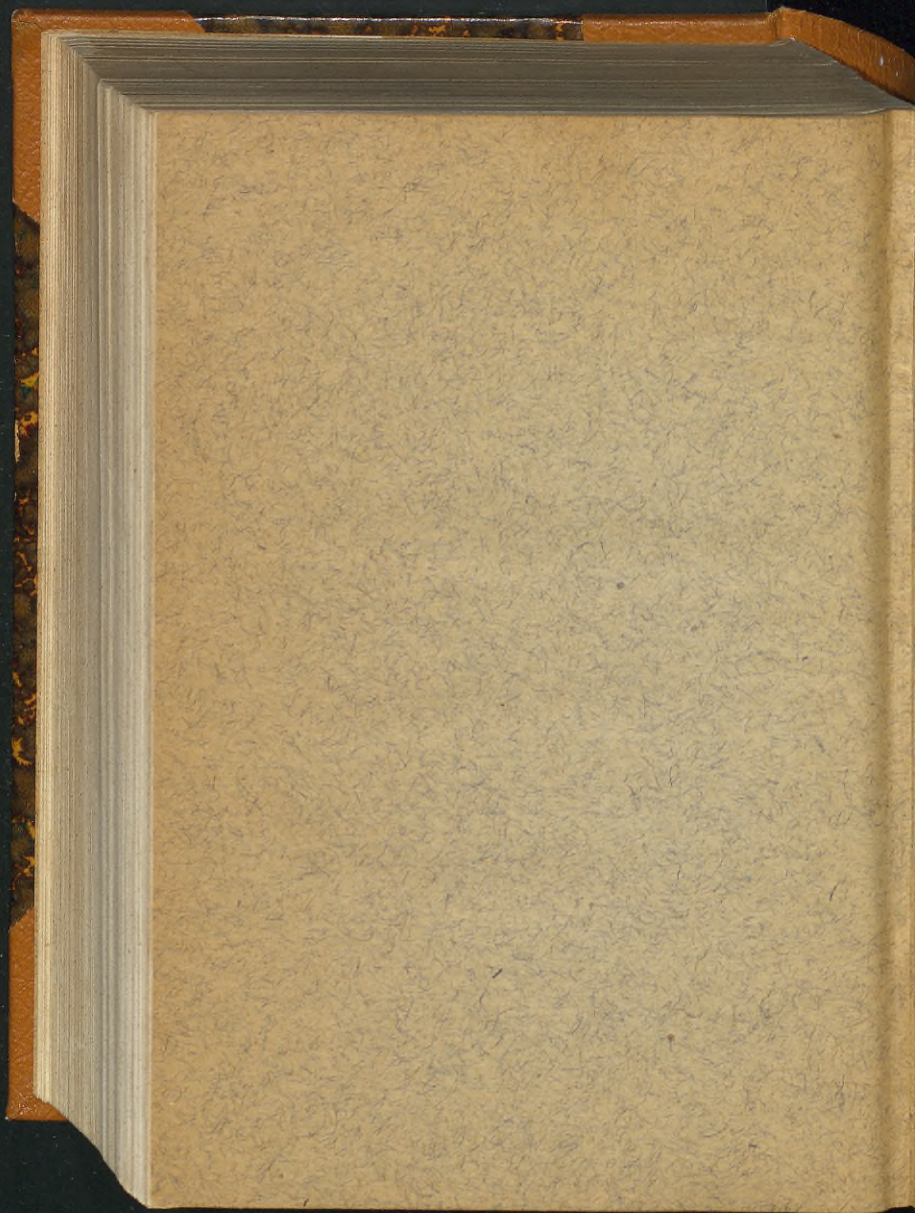
von

A. Kretschmar.

9 Theile. 3 Thlr. 18 Ngr.

Verlags-Comptoir in Grimma.





6000175340



Göteborgs universitetsbibliotek

